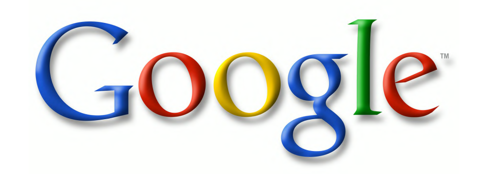


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

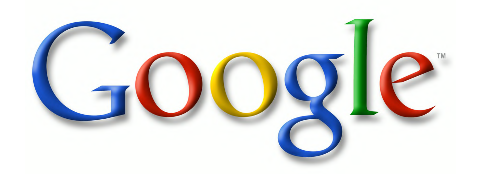
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

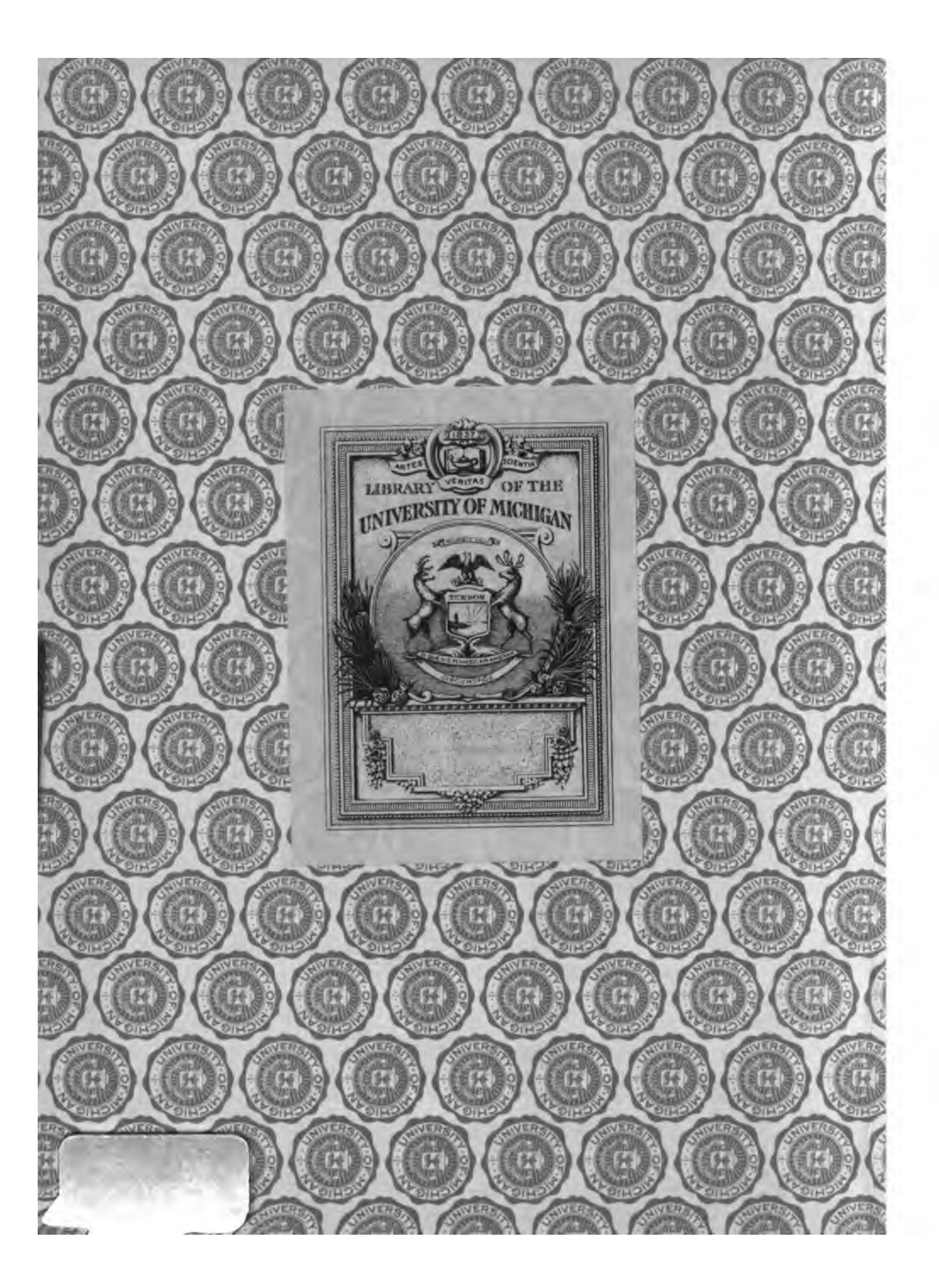
Über Google Buchsuche

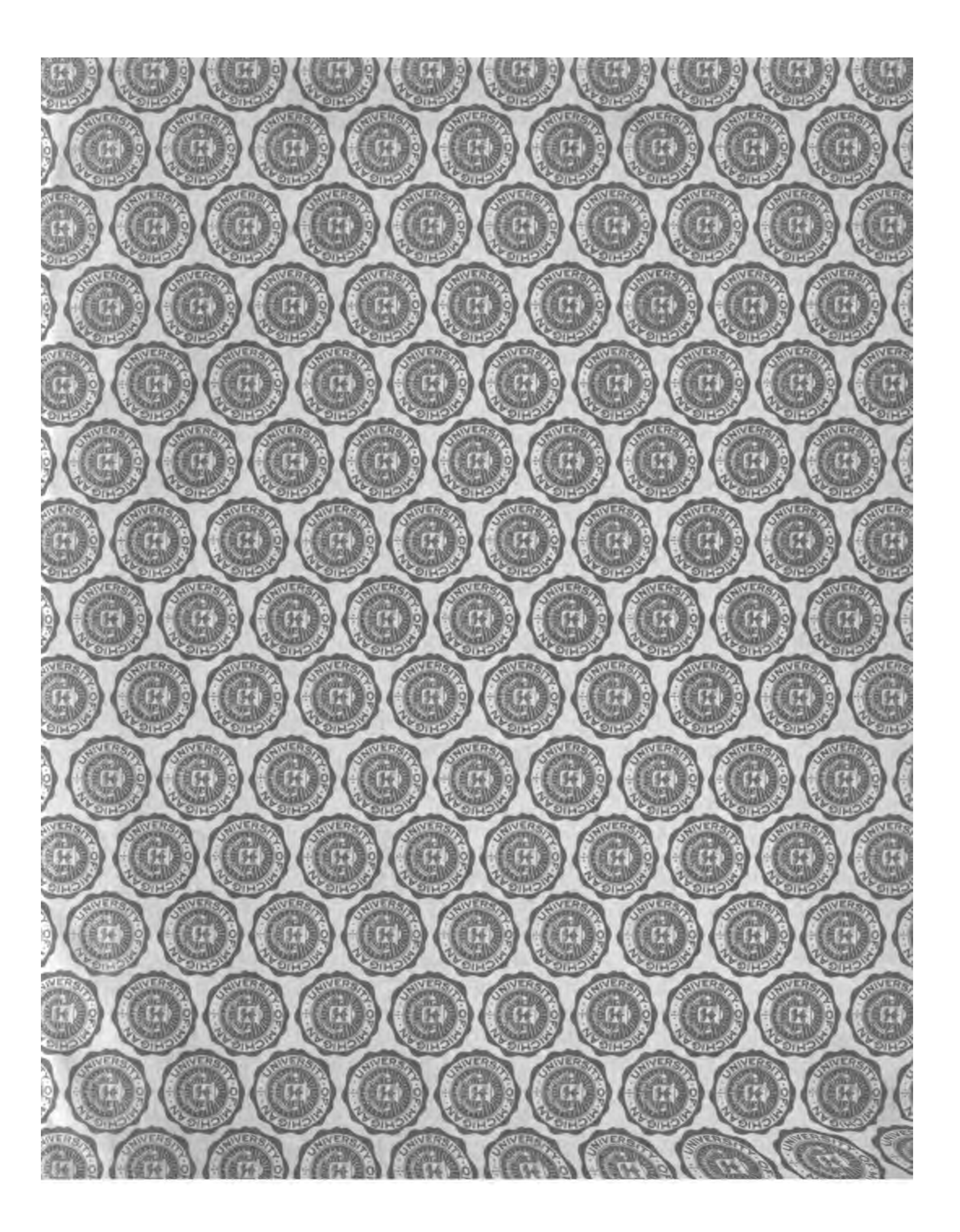
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

938
G60
N49

B 966,628

Neumann. Goethe und Fichte.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR


UNIVERSITY OF MICHIGAN

838
G60
N49

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht
des Königstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1904.

Goethe und Fichte.

Von

Robert Neumann,
Oberlehrer.

BERLIN.
Weidmannsche Buchhandlung.
1904.

1904. Programm Nr. 108.

Vorwort.

Über die Werke, welche ich bei dieser Abhandlung benutzt habe, geben die Fufsnoten Aufschlufs. Als unmittelbare Quellen dienten mir insbesondere die Briefe der in Betracht kommenden Persönlichkeiten, von denen eine Reihe erst neuerdings in den Goethe-Jahrbüchern veröffentlicht ist. Soweit diese Briefe in den Sammlungen enthalten sind, genügt die Angabe des Datums.

Eine wesentliche Förderung bei meinen Studien erfuhr ich durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Suphan, der mir während eines längeren Aufenthaltes in Weimar die reichen wissenschaftlichen Hilfsmittel des Goethe-Schiller-Archivs zugänglich machte. Durch die Freundlichkeit des Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Burckhardt wurde mir die Benutzung der auf den Jenenser Atheismusstreit bezüglichen Akten des Staatsarchivs ermöglicht; Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Ruhland gestattete mir die Durchsicht der in der hinterlassenen Bibliothek Goethes befindlichen Schriften Fichtes. Allen diesen Herren sage ich für ihr gütiges Entgegenkommen herzlichsten Dank.

X 749

Es ist das Schicksal grofser Männer, dafs die Nachwelt ihre Persönlichkeit erst in längeren Zeiträumen voll und ganz erschöpft. In Luther war dem Deutschen Volke ein Mann erstanden, in dem sich ein tiefes Gemüt, fähig, in den innersten Kern des biblischen Glaubens einzudringen, ein mächtiger Wille, stark genug, die Fesseln einer Priesterkirche zu zerreifsen, und ein heller Verstand, der seinen Gedanken Form und Bestand zu geben wufste, zu genialischem Schaffen vereinigten.

Seine Nachfolger, Melanchthon eingeschlossen, setzten im wesentlichen nur eine Seite des Werkes Luthers fort: Sie begründeten die Lehre der Reformation und schufen ihr wider Gegner und Neuerer das feste Gebäude in einem scharf umgrenzten Bekenntnis. In der Verteidigung desselben gegen Angriffe, zu denen ein zum Bewufstsein seiner Kraft gelangter Verstand sich anschickte, verzehrte sich die Theologie; in vernunftgemäfser Begründung einer neuen Weltanschauung die philosophischen Geister. In dieser einseitigen Betonung der Verstandestätigkeit nimmt sich der Pietismus mehr wie eine Episode aus: Zwar als Anfang einer gesunden Gegenwirkung des Gemütes gegen die einseitige Herrschaft des Verstandes wirksam, entbehrte er doch der Tiefe, der genialischen Kraft, um epochemachend zu wirken, und gegen eine rechtgläubige Bekenntnistheologie mit schwächlichen Waffen ankämpfend, wurde er nur oft genug die empfindsame Seite einer Vernunfttheologie. Seine bleibende Frucht sind die kleinen frommen Gemeinden, zerstreut über ganz Deutschland, welche nachmals auf einige grofse Männer, die zur Fortführung des deutschen Geisteslebens berufen sein sollten, vertiefend einwirkten.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen wurde durch die grofsen Männer hervorgerufen, deren Wiege in der äufsersten Ostmark unseres Vaterlandes gestanden hat, sie knüpft sich an die Namen Kant, Hamann und Herder: Kant entzog dem landläufigen Rationalismus seinen sicheren Boden und wies ihm die Unhaltbarkeit seines gleichfalls auf Dogmen beruhenden Lehrgebäudes nach. Indem er zeigte, dafs der Verstand bei der Aufstellung einer Weltanschauung keine gesicherte Grundlage biete, gründete er sie auf ein anderes Prinzip, den Willen. Er selbst zwar wollte sich nur auf die Kritik beschränken und verwahrte sich sogar dagegen, dafs aus seinem System weitere Konsequenzen gezogen würden. Der Mann aber, welcher davor nicht zurückschreckte, war Fichte, welcher den absoluten heiligen Willen zur Gottesidee machte und auf dieser seine religiöse Weltanschauung aufbauen wollte. So tritt neben den Verstand der Wille, als ein gegnerisches Prinzip die auf Dogmen ruhende Theologie verächtlich beiseite setzend.

Schon aber waren dieser kritisch-idealistischen Richtung die Gegner entstanden: Hamann und ihm folgend Herder setzten die ursprüngliche Veranlagung des Menschen und der Völker, die in ihrer schöpferischen Tätigkeit nie ruhende und nie versiegende Volksseele der einseitigen Hervorkehrung des erkennenden Verstandes entgegen: Das Gemüt als die tiefste und herrlichste Gabe des Menschen, als der geheimnisvolle Quell alles Erhabenen und Schönen wurde in seine Rechte wieder eingesetzt. Herder hatte ein feines, zartes Verständnis für die innersten Regungen der menschlichen Seele, und der Entwickelung des menschlichen Seelenlebens nachzugehen, war seine vornehmste Lebensaufgabe. Neben die kritische Richtung trat mit Herder die intuitive Richtung, beide traten zueinander in schärfsten Gegensatz, der stark genug war, die langjährige Freundschaft zwischen ihm und Goethe zu trüben.

Verstand, Wille und Gemüt, welche im Verein Luthers Gröſse ausmachten, standen im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts einander befehdend gegenüber; es fand der groſse Geisterkampf statt, aus dem eine neue Blüteperiode des deutschen Geisteslebens hervorging. Der Schauplatz des Kampfes war im wesentlichen die Stätte, an der sich die deutsche Dichtung zu ihrer Blüte entfalten sollte, jenes sächsische Ländchen mit seinem unvergeſslichen Weimar und Jena, das in einer Zeit geistiger Unfreiheit eine Freistatt bieten sollte allen bedeutenden und aufrichtig strebenden Geistern, und der Mann, unter dessen Einfluſs sich Jena, man kann wohl sagen, zur Akademie Deutschlands entwickelt hatte, war Goethe.

Goethe trat zu den mannigfaltigsten Geistesrichtungen in innere Beziehung, keine aber kann behaupten, er habe ihr ganz angehört[1]). „In einer bürgerlich religiösen Familie aufgewachsen, in voller Kenntnis dessen, worauf der christliche Glaube beruht“[2]), trat er später mit Personen verschiedenster christlicher Richtung in den engsten Geistesverkehr, doch in keinem Moment gab er seine innere Selbständigkeit auf. Fest für ihn stand in allen Kämpfen das Bekenntnis, daſs es einen persönlichen Gott und eine individuelle Unsterblichkeit gebe, im übrigen verlangte er, daſs die sittliche Gemeinschaft des Staates auf möglichst sicheren Grundlagen ruhe und daſs an diesen nicht gerüttelt werde. Die vernichtende Bibelkritik verwarf er mit scharfen Worten[3]), der besonnenen, das Verständnis der Schrift fördernden Kritik eines Herder zollt er die höchste Anerkennung. An der Autorität von Kirche und Staat durfte nach ihm nicht gerüttelt werden, Bewegungen aus dem Volke heraus verwarf er, selbst die deutsche Erhebung von 1813 lieſs ihn gleichgültig. Zu Reformen sei der Staat berufen, nicht das Volk. Im Weimarischen schuf er nach seinem Sinne einen Staat, in dem vor allen Dingen dem Individuum die Freiheit seiner Entwickelung in umfassender Weise gewährleistet wurde; jede Philosophie konnte hier gelehrt werden, der ernsten aufrichtigen Forschung wurden keine Schranken gezogen.

So trat Goethe zu allen philosophischen Richtungen in ein näheres Verhältnis, jedoch nur zwei Männer haben ihn dauernd beschäftigt: es waren Spinoza und Kant. Bei beiden suchte er Klarheit über sich und sein Verhältnis zur Welt; Spinoza, aus der Fülle inneren Schauens schöpfend, war ihm, dem Dichter, wahlverwandt und begleitete ihn sein

[1]) Grimm, Goethe p. 182.

[2]) Grimm 185.

[3]) Gespräche mit Eckermann 1. Febr. 1827.

ganzes Leben hindurch; Kants kritische Philosophie trat zurück, so bald sie an ihm die erzieherische Aufgabe gelöst hatte, nur die Kritik der Urteilskraft behält für ihn dauernden Wert. An beiden Philosophen erkannte Goethe die klare Scheidung der Philosophie von der Theologie an; die Vermischung beider Gebiete, der Gebiete des Glaubens und des Erkennens, stiefs ihn, wie wir an seinem Verhalten Jacobi gegenüber wahrnehmen können, zurück[1]).

Durch eine Fülle geistiger Zeitströmungen geht Goethe hindurch, nichts Bedeutendes geht an seinem Geiste unbemerkt und ungeprüft vorüber, seine Individualität ist gleichsam allumfassend. Tut sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der deutsche Geist in seiner Vollständigkeit auf, in Goethes Persönlichkeit findet er gleichsam einen Vereinigungspunkt. Wie im 16. Jahrhundert in Luther uns die Fülle des deutschen Wesens entgegentritt, so an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in Goethe. Wie in Luther ein solcher Reichtum inneren Lebens vorhanden ist, dafs es unmöglich ist, diesen in einem Lebensbilde zur Darstellung zu bringen, dafs die verschiedensten Parteien ihn zu den ihrigen rechnen, ja dafs sogar seine Verkleinerer in seinen gelegentlichen Äufserungen und Handlungen Stoff genug für ihr unredliches Treiben finden, ebenso ist es keinem Biographen möglich, Goethe vollkommen gerecht zu werden, ebenso wird auch er heute von den verschiedensten Richtungen als Zeuge angeführt, ebenso ist er bald ein Christ, bald ein Heide, der nur im Vorhofe des Christentums stehen soll. Suchen wir doch nicht an Goethe und in Goethe, was er nie hat sein wollen. Er wollte sein ein Mensch, der alle Seiten des Menschen in sich und an sich entwickelte; der ganze Mensch sollte nach ihm und durch ihn wieder im wissenschaftlichen und politischen Leben Berücksichtigung und Anerkennung finden, und als urteilender Mensch steht er dem grofsen Geisterkampfe am Ende des 18. Jahrhunderts gegenüber, nie eingreifend, nur darüber wachend, dafs er nicht gestört werde. Einen Teil dieses Kampfes, ja wohl die ersten entschiedenen Äufserungen desselben, will ich im folgenden darstellen.

„Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors: das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treusten und lebhaftesten Schilderung wert“[2]); so urteilt Goethe rückblickend über den Zustand der Universität Jena im letzten Jahrzent des 18. Jahrhunderts. Ohne Rücksicht auf das politische oder religiöse Glaubensbekenntnis suchte die Regierung für jede Disziplin die tüchtigsten Lehrkräfte zu gewinnen; hier entfalteten diese, durch die herzogliche Regierung geschützt, die regste Tätigkeit, nicht nur auf dem Lehrstuhl, sondern auch mit der Feder. In Jena erschien die Allgemeine Literatur-Zeitung, welche durch die Mitarbeit tüchtiger Kräfte das angesehenste Organ der Gelehrtenwelt Deutschlands wurde. Fichte und Niethammer gaben das Philosophische Journal heraus, Schiller die Horen, fürwahr, eine geistige Regsamkeit, eine Fülle schöpferischen Wirkens, wie man es in einem so kleinen Kreise wohl kaum noch einmal je vereint gefunden hat.

Kein Wunder, dafs dieses Treiben bei den auswärtigen Mächten Argwohn erregte. Schon 1793 erweckte Hufeland durch die Ankündigung einer Vorlesung über die französische

---

[1]) Grimm 195.

[2]) Tages- und Jahreshefte zu 1797.

Konstitution in Dresden den Verdacht, dafs in Jena die Revolution begünstigt werde, und trotzdem Carl August nach Durchsicht der Vorlesung nichts gegen diese einzuwenden hatte, unterblieb diese auf den Rat des vorsichtigen Geheimrats Voigt[1]). Mehr Schwierigkeiten bereitete der Universität ein Angriff, der von Wien aus in dem „Magazin für Kunst und Wissenschaft" gegen die Universität gerichtet wurde. Auf diesen Angriff hin machte einer der fünf Miterhalter der Universität, der Herzog von Meiningen, den Herzog Carl August auf die gefahrbringenden Irrlehren aufmerksam, die von der Universität ausgingen, und dieser forderte von fünf angesehenen Geistlichen seines Landes ein Gutachten ein. Obgleich alle Gutachten strenge Mafsnahmen zum Schutze des kirchlichen Bekenntnisses für dringend notwendig erachteten, trat der Herzog, dem Urteile Herders folgend, für die lautere und besonnene Lehrweise seiner akademischen Lehrer ein, die ihm „sämtlich persönlich, auch aus ihren Schriften und aus nachgeschriebenen Collegiis bekannt" sind, denen er „die Zeugnisse gleicher Behutsamkeit und Vorsicht als Gelehrsamkeit und zweckmäfsigen Unterrichts nicht versagen" könne.

In dem Lande und aufserhalb desselben war also das Mifstrauen gegen die Universität grofs, und trotzdem erwog man die Berufung Fichtes nach Jena.

Fichte galt für den begabtesten Schüler Kants. Als solcher hatte er durch die Schrift: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf sich gelenkt. Diese Schrift, wider den Willen Fichtes anonym erschienen, gab die Kantischen Ideen in solcher Reinheit wieder, dafs sie anfänglich für ein Werk Kants angesehen wurde. Erst die anerkennenden Worte des Meisters in der Allgemeinen Literatur-Zeitung verrieten den Urheber und hatten zur Folge, dafs er zur Mitarbeit an diesem Blatte aufgefordert wurde.

So waren die Beziehungen Fichtes zu Jena und Weimar angeknüpft, und Goethe verfolgte die weitere Entwickelung dieses jungen Philosophen mit grofser Wachsamkeit. Am 27. Juli 1793 schreibt er an Voigt: „Mit der Kantischen Lehre wird es gehen wie mit der Modefabrikware, die ersten werden am teuersten bezahlt, nachher macht man sie überall nach, und sie sind leichter zu kaufen. Sollte Reinhold nicht bleiben, so wird sich Rath finden. Auf magister Fichte haben Sie ja ein Auge. An Schmidt[2]) haben wir einen trefflichen Mann". So lenkt Goethe die Aufmerksamkeit Voigts auf Fichte und legt ihm dessen Berufung nach Jena nahe. Als es gewifs war, dafs Reinhold, der Vertreter der Kantischen Philosophie, den Ruf nach Kiel angenommen hatte, ging Voigt sofort daran, den Plan einer Professur Fichtes zu verwirklichen. Er schreibt an Hufeland unter dem 20. Dezember 1793[3]): „Jetzt noch eine geheime Frage: 1. Ist wohl Fichte, selbst allenfalls mit Raths-Charakter zu haben? Er privatisiert in Zürich. 2. Ist er klug genug seine demokratische Phantasie oder Phantasterei zu mäfsigen?" Und am 21. berichtet er: „Ich habe auch Böttger vertraulichen Theil an der Sache gegeben, da wir ihn vielleicht gut dabei brauchen, und die angelegten Laufgräben nach der Festung durch ihn verlängern können. Über den Demokratismus werde ich selbst mit ihm reden". Wenige Tage darauf ist die Berufung Fichtes erfolgt. Unter dem 26. Dezember schreibt

---

1) Briefe Voigts an Hufeland in Diezmann: Aus Weimars Glanzzeit.

2) Schmidt war in Giefsen wegen einer Schrift über die franz. Revolution gemafsregelt und auf Veranlassung Goethes nach Jena berufen worden.

3) Briefe Voigts an Hufeland in Diezmann: Aus Weimars Glanzzeit.

Voigt: „Ich habe Fichte ordentliche Honorarprofessur, 200 Thlr. Besoldung und Rathscharakter geboten, aber auch gesagt, dafs dies alles ist, was er zu erwarten hat. Sie werden ihm nun das Vorteilhafte seiner Lage schildern".

Das Bedenken gegen den „Demokratismus" Fichtes war also überwunden. Gering war dieses gerade nicht: Fichte hatte in Zürich seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution" erscheinen lassen und in dieser Schrift ein politisches Glaubensbekenntnis entwickelt, das die Befreiung des Individuums, die Freiheit der Persönlichkeit zur Grundlage hat „Es sey Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen". Diese Schrift war es gerade, welche durch die Kühnheit der Gedanken, durch ihr begeistertes Eintreten für Menschenrecht und -freiheit, durch die unerbittliche Offenheit, mit der die Mängel der damals herrschenden Gewalten gerügt wurden, ihren Verfasser in ganz Deutschland bekannt machten. ·Die radikal angelegte Jugend sah in ihm ihren Führer, die Regierungen einen Revolutionär.

Und diesen Mann berief man nach Jena, nach der Universität, welche nun schon zu wiederholten Malen den Verdacht erregt hatte, den Demokratismus und die Irreligiosität zu begünstigen, und zu einer Zeit, in der das Schreckensgespenst der Revolution alle Gemüter in Angst erhielt: „Die französischen Affairen werfen unsere Denk- und Prefsfreiheit auf manche Jahre wieder zurück. Jeder Fürst und Herr lauert und will gleich anfangs nicht aufkommen lassen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen scheint. Etwas ist auch an der Sache, wenn man nur darauf denkt, ruhig schlafen zu können"[1]).

Goethe erkannte die Gefahr, die in der Berufung Fichtes lag, sehr wohl. Bezeichnend ist das Urteil, das er in späteren Jahren über diesen Schritt der Regierung in seinen Tages- und Jahresheften fällt[2]): „Nach Reinholds Abgang, der mit Recht als ein grofser Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Grofsheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte".

Fichte war für Goethe und Voigt der kühne Denker, die grofsartige Persönlichkeit, die ihnen geeignet erschien, die aus der Tiefe der Menschheit aufgestiegenen Ideen zu begründen und dem deutschen Volke dienstbar zu machen. Er war der Philosoph der Revolution, welcher die Freiheit des Individuums zur Grundlage seiner Philosophie machte, aber gleichzeitig diese an die höchsten sittlichen Forderungen band. Er leitete die deutsche Bewegung ein, welche sich nachmals mit dem französischen Revolutionsheer messen und obsiegen sollte. Goetbe erkannte die Tragweite der Revolution: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen"; er erkannte auch die Aufgabe der Philosophie für jene Zeit: „Es sei doch in wissenschaftlicher Hinsicht eine höchst interessante Zeit, in der wir lebten, alles habe sich unglaublich umgestaltet und aufgehellt, und eine Freude sei es zu sehen, wie jedes Fach so viel würdiger behandelt werde. Dies sei zunächst Verdienst der Philosophie, die trotz der vielen abgeschmackten Systeme alles mit neuer Lebenskraft durchdrungen habe"[3]).

---

[1]) Voigt an Hufeland in Diezmann.

[2]) Hempel 20, 61.

[3]) Unterhaltungen mit Kanzler Müller 24. 9. 1823.

Die Gefahren, welche die Berufung Fichtes für Jena mit sich brachte, waren den mafsgebenden Persönlichkeiten sehr wohl bekannt. Sie hatten ihren Grund in dem feurigen, radikal gerichteten Charakter Fichtes, aber Goethe und Voigt trauten sich wohl einen genügenden Einflufs auf den noch jugendlichen Gelehrten zu, um ihn von unliebsamen Veröffentlichungen zurückhalten zu können. Eine andere Schwierigkeit lag in der Abhängigkeit der Universität von Jena. Wenn auch Carl August der eigentliche Landesherr der Universität war, so wurde diese doch von den Herzögen von Meiningen, Koburg, Gotha und Altenburg miterhalten, und es durfte keine Mafsregel unternommen werden, ohne dafs die Zustimmung der Miterhalter eingeholt war. Dazu wurde die Universität zum grofsen Teil von „Ausländern“ besucht, und jeder Landesherr hatte es stets in der Hand, seinen Landeskindern den Besuch der Universität zu untersagen. Wenn Voigt trotzdem den Ruf der Universität durch die Berufung Fichtes in den Augen der Welt blofsstellte, so tat er das in dem guten Glauben, dafs mit dem Eintritt der politischen Ruhe auch allen Verdächtigungen der Boden genommen werden würde. „Ist nur erst Friede, so wird mancherlei Gutes zum Vorschein kommen, wenigstens bei uns“ [1]).

In Jena sah man der Ankunft Fichtes mit grofsen Erwartungen entgegen, besonders Schiller: „Ich bin neugierig, welchen Nachfolger man Reinholden in Jena geben wird. Ich finde ihn schon nicht mehr, wenn ich zurückkomme. Fichte würde gewifs eine sehr gute Acquisition seyn, und ihn, wenigstens dem Gehalte des Geistes nach, mehr als ersetzen“ [2]).

Bevor Fichte in Jena eintraf, langte seine Einladungsschrift an: „Über den Begriff der Wissenschaftslehre“. Sie enthält die Grundlagen des neuen Systems, an dessen Aufbau der Philosoph in Jena gehen wollte. Mit welchem Eifer sich Goethe in diese Schrift vertieft hat, dafür zeugt das Exemplar, das er in den Händen gehabt hat. Dieses, mit den Grundlagen der Wissenschaftslehre zusammengebunden, weist sehr viele Bleistiftstriche auf, einige Stellen sind doppelt, sogar dreifach angestrichen; dazu finden sich bei einigen Sätzen Frage- und Ausrufungszeichen, sowie kurze Bemerkungen, so dafs man sich bei der Durchsicht dieses Buches ein Bild davon machen kann, was es für den Dichter, dem „das Organ für Philosophie abging“, bedeutete, „die Meinungen der Philosophen fassen, sich daran ausbilden“ [3]).

So ganz leicht scheint Goethe die Lektüre der Einladungsschrift nicht geworden zu sein, zumal der Druck, in dem sie ihm vorlag, noch viele undeutliche Wendungen, ja sogar äufsere Versehen enthielt, die Fichte selbst in der zweiten Auflage von 1798 beseitigt hat. Unter dem ersten Eindruck der Lektüre schreibt Goethe an Jacobi unter dem 23. Mai: „Nur einen herzlichen Grufs mit beykommender Schrift. Möchtest Du, liebes Nicht-ich, gelegentlich meinem Ich etwas von deinen Gedanken darüber mittheilen. Lebe wohl und grüfse alle die guten und artigen Nicht-ichs um dich her“.

Bald darauf lernte Goethe den Verfasser, der am 18. Mai in Jena eingetroffen war, von Angesicht zu Angesicht kennen und empfing ihn höchst freundschaftlich. Vier Wochen nach seiner Ankunft berichtet Fichte voll Freude an seine Gattin über die Aus-

---

[1]) An Hufeland den 29. Juni 1794.

[2]) Schiller an Körner den 4. Okt. 93.

[3]) Im Anhang gebe ich ein genaueres Bild von dieser Schrift, desgleichen auch ein Verzeichnis der anderen in der Goethe-Bibliothek befindlichen Schriften Fichtes.

zeichnungen, die ihm der Herzog bei seiner Ankunft habe zu teil werden lassen, und setzt hinzu: „Ferner zeigt sich Goethe fortdauernd als meinen warmen Freund". Goethe selbst berichtet über seinen ersten Verkehr mit Fichte an Charlotte v. Kalb unter dem 28. Juni: „Von Fichtens philosophischen Blättern sende ich nichts; wenn Sie von von dem Inhalte irgend Notiz nehmen wollen, so wird ein mündlicher Vortrag höchst nötig sein. Seine Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es konversiert sich auch mit ihm sehr gut, und da er uns verspricht, den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen[1]), so können wir andern nicht aufmerksam genug sein.

In Jena machte sich Fichte sofort an die Ausarbeitung seiner Wissenschaftslehre und sandte die ersten Bogen an Goethe. Das Schreiben, mit dem er diese Sendung begleitet, nimmt Bezug auf die in der Vorrede der Einladungsschrift enthaltene Bemerkung Fichtes über die Bedeutung des Gefühls für die Erkenntnis der Dinge. Er schreibt unter dem 21. Juni 1794: „So lange hat die Philosophie ihr Ziel noch nicht erreicht, als die Resultate der reflektierenden Abstraktion sich noch nicht an die reine Geistigkeit des Gefühls anschmiegen. Ich betrachte Sie, und habe Sie immer betrachtet als den Repräsentanten der letzteren auf der gegenwärtig errungenen Stufe der Humanität. An Sie wendet sich die Philosophie: Ihr Gefühl ist derselben Probierstein. Ich hoffe — vielleicht, weil ich es sehnlichst wünschte — mich mit Ihnen in einem Werke[2]) vereinigt zu sehen. Ich weifs nicht, ob ich es noch hoffen darf. Wenigstens hatte vor einigen Tagen Herr Schiller Ihren Entschlufs noch nicht" [3]).

Für diese Sendung dankt Goethe am 24. Juni und setzt hinzu: „Nach meiner Überzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlecht eine unschätzbare Wohltat erweisen. — Was mich anbetrifft, werde ich Ihnen den gröfsten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich nie vereinigen konnte" [4]). Auch mit diesem Werke Fichtes hat sich Goethe eingehender beschäftigt. Es weist zwar keinerlei Bemerkungen oder Bleistiftstriche auf, doch haben wir ein Blatt von der Hand seines Sekretärs, mit den beiden bisher erwähnten Schriften zusammengebunden, welches ein vollständiges Schema der Fichteschen „Grundlage der Wissenschaftslehre" gibt. Wie wohl das Blatt nichts Persönliches enthält, so zeigt es doch, in welcher Weise Goethe sich Klarheit über Inhalt und Anlage einer schwierigen Abhandlung zu verschaffen suchte.

Auf das Studium der übrigen Werke Fichtes dagegen scheint Goethe nicht viel Zeit und Mühe verwandt zu haben; sie sind meistens nur geheftet, zum gröfsten Teil nicht einmal aufgeschnitten. Es wurde ihm schwer, sich in die Fichtischen Gedankengänge hineinzufinden, und die eigenartige Terminologie des Philosophen war dem Verständnis seiner Schriften besonders hinderlich: „Fichtens Bogen hat Max[5]) Dir gesammelt und bringt sie mit; ich wünschte sehr Deine Gedanken gelegentlich über Gehalt und Form dieser sonderbaren Produktion zu hören. Ich bin zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieser Denkart geübt und kann also nur mit Mühe und von Ferne folgen[6]).

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich auf das Vorwort jener erwähnten Einladungsschrift.
[2]) Die Horen. [3]) Goethe-Jahrbuch XV. [4]) Fichtes Leben I, 321.
[5]) Der Sohn Jacobis. [6]) An Jacobi den 8. September 1794.

Nicht aber dürfen wir daraus schliefsen, dafs Goethes Interesse für die Philosophie Fichtes erkaltet ist. Seit dem Jahre 1794, seitdem sich Goethe und Schiller gefunden, nimmt Goethes Verkehr mit Jena eine ganz andere Gestalt an. Goethe hielt sich viel in Jena auf und lebte dort im engsten Verkehr mit Schiller, Humboldt, Niethammer und Fichte. Einen Beleg hierfür liefern die Tagebücher. Wir erfahren aus diesen, dafs an einem Abend (14. 3. 97) bei Schiller in Goethes und Humboldts Gegenwart Fichtes neue Darstellung der Wissenschaftslehre aus dem Philosophischen Journale vorgelesen wurde, und ein paar Tage darauf (19. 3.) wird die Fichtesche Theorie in demselben Kreise, in Niethammers Gegenwart, noch einmal durchgesprochen. Über Goethes Beschäftigung mit Fichtes Wissenschaftslehre berichtet ein Brief an Meyer vom 18. März 1797: „Sodann gibt F. eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre, stückweise, in einem philosoph. Journal heraus, die wir dann abends zusammen durchgehen“. Wiederholt finden wir einen Besuch Fichtes bei Goethe (21. 5. 1797 und 1. 4. 1798) und einen Besuch Goethes bei Fichte (18. 5. 1798) erwähnt. Und bei der Unvollständigkeit der Tagebuch-Aufzeichnungen werden wir mit Recht annehmen können, dafs der persönliche Verkehr und Gedankenaustausch zwischen beiden Männern noch ein weit regerer war. Schon die gemeinsame Mitarbeit an den „Horen“, in deren Ausschufs Fichte neben Goethe und Humboldt ausdrücklich genannt wird, wird sie öfter zusammengeführt haben.

Über den Eindruck Fichtes im persönlichen Verkehr schreibt Goethe an Jacobi unter dem 2. Febr. 1795: „Dafs Dir Reinhold nicht behagt, gibt mich nicht Wunder; er konnte nie aus sich heraustreten und mufste, um etwas zu seyn, sich in einem engen Kreis halten. Ein Gespräch war nicht mit ihm zu führen, ich habe nie etwas durch ihn oder von ihm lernen können. Dagegen ist Fichte, obgleich ein wunderlicher Kauz, ein ganz anderer Mensch für Gespräch und Mitteilung. Er hat bey einem sehr rigiden Sinne doch viel Behendigkeit des Geistes und mag sich gern in alles einlassen. Leider geht er auch nur meist mit jungen Leuten um, die zu sehr unter ihm sind, daher entsprang auch Reinholds Unglück“. Und diese Meinung von der Persönlichkeit Fichtes war nicht blofs vorübergehend. Noch im Jahre 1800 nennt er ihn in einem Briefe an Voigt einen „vorzüglichen“ Menschen.

War bis jetzt es nur Jacobi, mit dem Goethe über philosophische Fragen einen Meinungsaustausch pflegen konnte, so war ihm jetzt ein anderer Mann nahe getreten, der in weit höherem Mafse die Gabe besafs, sich in die philosophischen Gedankenkreise der hervorragendsten Geister hineinzuversetzen, deren Vorzüge und Mängel zu erspähen und auch an seinem Teile an der Entwickelung der idealistischen Philosophie weiter zu arbeiten. Das war eben Schiller. Im brieflichen und wohl noch mehr im mündlichen Verkehr fand zwischen den beiden Männern ein reger Meinungsaustausch über philosophische Fragen statt, und Goethe war so sehr von der Überlegenheit und Zuverlässigkeit seines Freundes im philosophischen Denken überzeugt, dafs er sich auch in seiner Stellungnahme zu Fichte durch ihn beeinflussen liefs. Wir können mit Fug und Recht annehmen, dafs die ablehnende Haltung, welche Schiller der Fichteschen Philosophie gegenüber einnahm, auch Goethes Stellung zu derselben beeinflufste.

Schiller begrüfste anfangs die Nähe Fichtes mit grofser Freude, er erwartete von ihm eine grofse Förderung seiner Kantstudien: „Humboldts Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantschen System gibt, trägt

gleichfalls nicht wenig dazu bey, mich tiefer in diese Materie zu führen"[1]). Er erkannte die Bedeutung Fichtes rückhaltlos an, aber er durchschaute auch die Klippen seines Systems. Am ausführlichsten spricht er über diese in einem Briefe an Erhard vom 8. Sept. 1794: „In unserm Musensitze ist alles ruhig, und Fichte ist noch in voller Arbeit, seine Elementarphilosophie zu vollenden. Ich bin überzeugt, dafs es nur bey ihm stehen wird, in der Philosophie eine gesetzgebende Rolle zu spielen und sie um einen grofsen Schritt vorwärts zu bringen. Aber der Weg geht an einem Abgrunde hin, und alle Wachsamkeit wird nötig sein, nicht in diesen zu stürzen. Die reinste Speculation grenzt so nahe an leere Speculation, und der Scharfsinn an Spitzfindigkeit. Was ich bis jetzt von seinem System begreife, hat meinen ganzen Beifall, aber noch ist mir vieles dunkel, und es geht nicht blofs mir, sondern jedem so, den ich darüber frage".

Weit skeptischer äufsert er sich schon zu Goethe am 28. Oktober. Er vergleicht Fichtes System mit dem Kants. Von diesem heifst es: „Dem Gesetze der Veränderung wird auch dieses System unterworfen sein, aber die Fundamente desselben werden diefs Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht ist, und so lange es eine Vernunft gibt, hat man sie stillschweigend anerkannt, und im ganzen darnach gehandelt. Mit der Philosophie unseres Freundes Fichte dürfte es nicht diese Bewandtnis haben. Schon regen sich starke Gegner in seiner eignen Gemeinde, die es nächstens laut sagen werden, dafs alles auf einem subjektiven Spinozismus hinausläuft". — „Nach den mündlichen Äufserungen Fichtes, denn in seinem Buch war noch nicht davon die Rede, ist das Ich auch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bey der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declariert, wie wir neulich erwarteten". Doch seine hohe Meinung von dem philosophischen Genie Fichtes erlitt durch die Zweifel an der Richtigkeit seines Systems keine Einbufse: „Es (Fichtes System) wird viel Aufsehen und Streit erregen; aber Fichtens überlegenes Genie wird alles zu Boden schlagen, denn nach Kant ist er gewifs der gröfste speculative Kopf in diesem Jahrhundert".

Bei aller persönlichen Hochachtung jedoch war Schiller viel zu sehr selbständiger philosophischer Denker, viel zu sehr Partei, als dafs er Fichtes Arbeiten gerecht werden konnte. Der Gegensatz zwischen beiden Männern zeigte sich im Juni 1795, als Fichte einen Aufsatz über „Geist und Buchstaben in der Philosophie" für die Horen geschrieben hatte. Schiller mifsbilligte die Arbeit und sandte sie als ungeeignet zurück. In der brieflichen Auseinandersetzung, welche dieser Vorfall im Gefolge hatte, trat der ganze Gegensatz zwischen der streng logischen Beweisführung eines Philosophen und dem frei aus der Kraft der Individualität heraus schaffenden Wirken des Dichters hervor. Den Werken jenes weissagt Schiller nur vorübergehenden Wert, da sie überholt werden, „dahingegen Schriften, die einen von ihrem logischen Inhalte unabhängigen Effekt machen und in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden und ein untilgbares Lebensprinzip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unersetzlich und nie erschöpft ist"[2]). Als nun Fichte vorschlägt, ihren Streitfall Goethe zur Ent-

1) An Körner den 4. Juli 1794.

2) Schiller an Fichte den 3. und 4. Aug. 1795.

scheidung zu unterbreiten, erwidert Schiller: „Die Instanz, welche Sie vorschlagen, nehmlich Goethe, möchte Ihnen am wenigsten gefallen. Goethe aber kann nicht gerecht gegen Sie seyn, und sein Urteil nichts wider Sie beweisen. Er ist viel zu fremd in dem philosophischen Gebiet, als dafs er mit den ästhetischen Übertretungen, die er Ihnen vorwerfen würde, könnte ausgesöhnt werden. Sonderbar genug ist es, dafs Sie von mir erst hören müssen, wie wenig Goethe dazu taugt, Ihre Parthie zu ergreifen. Ebenso sonderbar ist es, dafs Sie mir absprechen über den Geschmack und den ganzen Ton Ihrer Schriften zu urtheilen und dieses Amt Goethen übertragen, der in seinen eigenen Manuscripten und Schriften über diesen Punkt mich zum Richter anerkennt und meine Urteile befolgt“. Also Schiller ist für Goethe die Autorität in philosophischen Dingen, und Fichte, der von seiner veränderten Stellung Goethe gegenüber noch nichts ahnt, wird darüber aufgeklärt.

Als Goethe von diesem Streit durch Schiller Nachricht erhält, billigt er dessen Vorgehen und schreibt am 19. Juli: „Mir war sehr lieb zu hören, dafs das Osmanstedter[1]) Ich sich zusammengenommen hat, und dafs auf Ihre Erklärung kein Bruch erfolgt ist, vielleicht lernt er nach und nach Widerspruch ertragen“. Goethe steht also Fichte fremd gegenüber; zu dieser innerlichen Entfremdung hatte damals noch ein anderer Umstand beigetragen: In dem Merkur war ein Aufsatz über den Stil in den bildenden Künsten erschienen, über den Goethe das Urteil fällte, „dafs sich der Verfasser aus unvollständiger Erfahrung prostituiert habe“[2]). Als Verfasser dieser Arbeit wurde Fichte angesehen. Dafs diese Annahme auf Irrtum beruhte, darüber klärte ihn Schiller auf in demselben Briefe, in dem er über seinen Streit mit Fichte berichtete: „Woltmann, der mich vor einigen Tagen besuchte, versicherte mich, dafs nicht Fichte, sondern ein gewisser Fernow (ein junger Mahler, der hier studierte, auch Gedichte macht und mit Baggesen eine Zeitlang reifste) Verfasser des Aufsatzes im Merkur über den Styl in den bildenden Künsten ist. — Ich hoffe also, Sie werden dem grofsen Ich in Ofsmanstädt im Herzen Abbitte thun, und wenigstens diese Sünde von seinem schuldigen Haupte nehmen“.

An dieser Stelle möge mir gestattet sein, auf den Gerechtigkeitssinn Schillers hinzuweisen. Das Auftreten Fichtes in Jena und seine Philosophie waren nicht nach seinem Sinne, und doch war er bemüht, ein Unrecht, das dem Gegner irrtümlich angetan wurde, zu beseitigen. Den Aufsatz, den er als unbrauchbar für seine Zeitschrift ablehnte, empfahl er als eine philosophisch tüchtige Arbeit seinem Freunde Cotta zum Ankauf[3]). Wohl machte er manche spitze Bemerkung über die Handlungsweise Fichtes, aber, wenn es darauf ankam, diesem sein Wohlwollen zu erweisen, versagte er nie. Als Fichte sich von Jena und Weimar getrennt hatte, war er es, an den sich jener in allen Angelegenheiten voll Vertrauen wenden konnte, sogar in wirtschaftlichen Verlegenheiten. So brauchte Fichte 1803 bares Geld und wünschte solches für eine Hypothek in Jena zu erhalten. Sofort liefs Schiller diese auf seinen Namen übertragen[4]): „Ich habe Mittel gefunden, ihm diesen Dienst zu erzeigen und das Geld ist ihm bereits ausgezahlt“. Es wird deshalb mit Recht bei der Beurteilung des späteren Streitfalles zwischen Fichte und der Weimarischen Regierung das Urteil Schillers wesentlich berücksichtigt werden müssen.

---

[1]) Fichte hielt sich während des Sommer-Semesters 1795 in Osmanstedt auf.

[2]) Brief an Schiller vom 14. Mai 1795.

[3]) Brief an Cotta den 21. Dez. 1795.

[4]) Schiller an Niethammer 23. 7. 1803.

Doch es wird nun an der Zeit sein, für die Worte Schillers „wenigstens diese Sünde von seinem schuldigen Haupte zu nehmen" die Erklärung beizubringen. Bis jetzt galt diese Betrachtung der wissenschaftlichen Tätigkeit Fichtes, aber der Philosoph hat niemals mit dieser seine Lebensaufgabe als erschöpft angesehen. „Den Stand der Gelehrten kenne ich; ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blofs denken; ich will handeln: ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. Und überdies ist ein schweizerischer Professor, d. i. ein Schulmann, mein Fach nun eigentlich gar nicht" [1]). Seine theoretische Philosophie sollte nur die Grundlage für seine praktische sein, auf die er den Schwerpunkt legte. Und diese wollte er nicht blofs lehren, sondern er wollte für sie Herzen gewinnen und sie in die Wirklichkeit umsetzen. Den Beruf eines Predigers, für den der Knabe bestimmt war und der dem Jünglinge als das höchste Ziel vor Augen schwebte, übte der Mann nach seiner Weise aus. Nie konnte Fichte ohne Gemeinde leben; in Jena, in Berlin und wo es nur immer sein mochte, sammelte er eine solche um sich und suchte sie in ihrem innersten Wesen zu erfassen und zu beeinflussen. Die breite Öffentlichkeit war es, vor der handeln, die er beeinflussen, ja die er auch, wenn es sein mufste, zur Richterin anrief.

In diesem Streben lag die Wurzel für die vielen Konflikte, die sein Leben aufzuweisen hat. In dem Boden seiner idealistischen Denkweise wurzelnd und dieser mit eiserner Konsequenz nachgehend, mufste er nun in Konflikt mit den Autoritäten geraten, denen die Leitung des Volkes als Amt übertragen ist, mit Staat und Kirche.

In diesem Streben lag auch ein Anlafs, ihn innerlich von Schiller und Goethe zu trennen. Wie dieser über das Publikum dachte, ist schon zu Anfang erwähnt worden. Goethe blieb stets der Aristokrat, und hat sich, besonders nach seiner Rückkehr aus Italien, von der Öffentlichkeit ganz zurückgezogen. Und Schiller „Ich müfste eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektieren sollte. Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums" [2]), so seine Erwiderung auf den Vorschlag Fichtes, über ihren Streitfall das Publikum urteilen zu lassen.

Die Schwierigkeiten, welche in der Berufung Fichtes lagen, traten denn auch bald nach seiner Ankunft in Jena hervor und machten Voigt und Goethe manche Sorge. Zunächst hatte man es mit dem Verfasser der „Beiträge" zu tun, denen nun, da man den Autor so nahe hatte, eine ganz besondere Beachtung geschenkt wurde. Charlotte v. Kalb fragte am 18. Juni 1794 bei Goethe an: „Ist der 3. Band von Fichte über die französische Revolution schon erschienen? — ich bin begierig, von ihm, seiner Lehre und deren Folgen zu hören", und Goethe sieht mit Sorge das Interesse für die Revolution gewachsen: „Alles läuft mit Blasebälgen herum; es wäre mehr, dünkt mich, an der Zeit nach Wassereimern zu greifen. Doch ist Betrachter sein Verdienst nicht abzusprechen" [3]). Als nun gar Fichte seine Beiträge in zweiter Auflage erscheinen lassen wollte, taten Goethe und Voigt alles, um ihn davon abzubringen. Man fürchtete, sie könnten bei

[1]) An seine f. Fichtes Leben, II. Aufl., I, 56.
[2]) An Fichte 3. und 4. Aug. 1793.
[3]) Goethe an Hufeland 24. Juli 1794, Jahrbuch IV 158.

anderen Mächten, namentlich in Dresden, Ärgernis erregen: „Fichte kann dabei sehr furchtlos und gleichgültig sein, aber wir andern können es nicht sein, die wir gern ungeneckt leben und auch Jena nicht verschreien lassen wollen. In den Kabinetten geht es überhaupt mehr über die Schriftsteller her als man von aufsen glauben kann und jeder Anlafs würde benutzt werden, unsere angebliche Jacobinerei zu verschreien. Ich traue gewifs unserm Fichte zu, dafs er auch uns etwas zu Liebe thut, gesetzt auch, ihm wären seiner selbst wegen alle besorglichen Folgen gleichgültig“[1]). Voigt legte sich ins Mittel und wendet sich in der Angelegenheit an Hufeland: „Ich vernehme insgeheim, dafs Fichte seine Beiträge zur Beurteilung der franz. Revolution in der 2. Auflage liefern soll. Es wäre mir sehr leid für ihn; alles was er damit für Beutel und Eitelkeit gewinnen kann, ersetzt ihm nicht, was er damit zu verlieren wagt. Warum ist er über so etwas nicht vertraulicher — mit Goethe, mit mir, mit den andern Freunden? Raten Sie in der Stille was zu thun ist?“[2]). Voigt scheint nach diesem Briefe zu fürchten, dafs Fichte, wenn er von seinem Vorhaben nicht abliefse, in Jena nicht zu halten sei. Er ist deshalb von einer Sorge befreit, als dieser, wahrscheinlich durch Hufeland veranlafst, sein Vorhaben aufgibt, und fügt in einem Briefe an Hufeland vom 25. Okt. hinzu: „Auch Goethe hält es für notwendig und nur übereinstimmend mit dem, was Fichte zugesichert“.

Hat sich in diesem Falle Fichte bereit finden lassen, den Wünschen der mafsgebenden Persönlichkeiten nachzugeben, so liefs er sich im Punkte der Lehrfreiheit keine Beschränkungen auferlegen.

Neben seiner Wissenschaftslehre las Fichte unter grofsem Zulauf der Studenten ein Publikum „Moral für Gelehrte“, in dem er öfter das politische Gebiet berührte. Solche Äufserungen, nach aufsen entstellt wiedergegeben, brachten ihn in den Verdacht des Demokratismus. Schon am 18. Mai 1794 bittet Voigt den Professor Hufeland, er möchte seinen Einflufs dazu benutzen, Fichte von dieser „danklosen Speculation“ abzubringen. Bald darauf wird er dringender: „Schreiben Sie mir, wie es mit Fichtes Applaus stehe. In Gotha ist man seiner Gesinnung wegen noch sehr besorgt. Da er alle Sonnabend von 6 bis 7 Uhr sein Publikum lieset, so komme ich einmal, wenn wieder Mondschein wird, um einen Zuhörer abzugeben“[2]). So wurde Fichte verdächtigt und auch von seiner Behörde beobachtet. Bald verdichteten sich die Gerüchte über Fichtes Äufserungen; ein Hofrat Krüger brachte aus Jena die Nachricht nach Weimar, Fichte lehre öffentlich, in 20 bis 30 Jahren gäbe es nirgends Könige oder Fürsten mehr. Voigt hält solche Reden für leeres Geschwätz: „Ich möchte gern einmal ein Loch in diese Luftblasen machen. Es ist gar zu albern, dafs man die Gelehrten des Sansculotismus beschuldigt, unter dem sie selbst zuerst fallen müssen, wenn solches Unglück über unsre Kultur einbrechen sollte. Der Herzog ist mit Fichtes Bekanntschaft zufrieden, umso mehr sollte es mir leid thun, wenn er zu Mifstrauen geführt werden sollte“[2]).

Fichte konnte dieses Gerede nicht verborgen bleiben. Er sieht in dem allen eine gegen ihn gerichtete Intrigue, und, um seinen Ruf und seine Stellung besorgt, wendet er sich am 24. Juni in einem längeren Schreiben an Goethe[3]): Er wolle allezeit bei seinen Vorlesungen seine Überzeugung vertreten. Er würde nichts fürchten, wenn er allein

---

[1]) Goethe an Voigt Okt. 1794. [2]) Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit.
[3]) Goethe-Jahrbücher, Band XV.

stünde, auch auf seine Frau brauche er keine Rücksicht zu nehmen, aber deren Vater, ein 74jähriger Greis, brauche der Schonung. Er wolle die Verleumder zum Schweigen bringen, indem er die ersten vier Vorlesungen herausgeben wolle, und er bitte den Herzog, diese anzunehmen. „Ich habe keinen Schritt gethan, um den Ruf zu erhalten, den ich erhalten habe. Man kannte mich, als man mich rufte; man wufste, welche Schriften mir zugeschrieben wurden; man wufste, welche Meinung das Publikum von mir gefafst hatte; ich habe an den gehörigen Mann geschrieben, und der Brief mufs noch existieren, dafs ich eher Mensch gewesen als akademischer Lehrer, und es länger zu bleiben hoffte, und dafs ich nicht gesinnt sei, die Pflichten des ersteren aufzugeben, und dafs ich, wenn das die Meinung sei, auf den erhaltenen Ruf verzichten müsse“, ich schrieb dies, als von gewissen Grundsätzen die Rede war“. Fichte hat sich nicht vergeblich an Goethe gewandt. Noch an demselben Tage antwortet Goethe, sagt ihm ehrende Worte über seine Lehre und lädt ihn zu sich ein. Fichte dankt in einem Schreiben vom 25. Juni, nimmt die Einladung an und fährt mit Beziehung auf seine Verleumder fort: „Über Verschiedenes, was mir nicht ganz deutlich ist, verspreche ich mir Ihre nähere gütige Erklärung. Verteidigen kann ich mich nicht, denn ich bin nicht angeklagt, ich bin nur lügenhaft verläumdet, und ich weifs nicht, ob jemand mir selbst sagen wird, was mich zu einer Verteidigung nötigte“[1]). Über den Besuch Fichtes bei Goethe und über den günstigen Eindruck, den wieder der Philosoph bei den Anwesenden hinterliefs, haben wir einen genaueren Bericht von Voigt in einem Briefe an Hufeland vom 29. Juni: „Es sind mir einige recht angenehme Stunden gewesen, die ich bei Goethe mit Fichte zugebracht habe. Ich hoffe, er soll mit uns zufrieden sein, sowie ich ganz gewifs mir viel gutes verspreche. Er ist ein sehr gescheuter Mann, von dem schwerlich etwas Unbesonnenes und Gesellschaftswidriges kommen kann“ [2]).

Die mafsgebenden Persönlichkeiten in Weimar haben also zu Fichte volles Vertrauen und bringen ihm aufrichtiges Wohlwollen entgegen. Dieses zeigte sich auch, als Fichte ein Semester darauf, wieder seiner öffentlichen Vorlesung wegen, mit dem Jenenser Konsistorium in Streit geriet. Es las „Über die Bestimmung des Gelehrten“ und legte seine Vorlesung, weil ihm keine andere Zeit zur Verfügung stand, auf den Sonntag, in die Zeit von 10 bis 11 Uhr. Er tat damit nach seiner Meinung nichts aufsergewöhnliches, weil er sich auf Beispiele mehrerer Docenten berufen konnte, die auch Vorlesungen oder wissenschaftliche Übungen am Sonntag gehalten hatten. Das Jenenser Konsistorium jedoch brachte die Absicht Fichtes mit seinem Demokratismus und Rationalismus in Verbindung und sah in ihr „einen intendierten Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienst“. Es wandte sich, um die Absicht Fichtes zu durchkreuzen, an das Ober-Konsistorium zu Weimar, das den Bericht befürwortete und an den Herzog weiter gab. Der Herzog verfügte darauf unter dem 21. November, dafs Fichte die Vorlesungen einzustellen habe.

Dieser neuen Gefahr, die Fichte aus der Gegnerschaft der Kirche erwuchs, suchte er zu begegnen, indem er sich wieder an den einflufsreichsten Mann Weimars, an Goethe, in einem längeren Schreiben unter dem 21. Nov. wandte[3]). Er bittet um Schutz gegen die Willkürherrschaft des Senates, der die Docenten rechtlos gegenüber ständen. Die

---

[1]) Goethe-Jahrbücher XV. [2]) Diezmann. [3]) Jahrbücher XV.

Sonntagsvorlesung werde ihm verboten, seine Nachmittagsvorlesung gehindert, das gröfste Auditorium werde ihm entzogen. „Es ist diesen Leuten nicht, weder um wahre noch eingebildete Religion zu tun. Mein wahres Verbrechen ist dies, dafs ich Einflufs und Achtung unter den Studierenden und Zuhörern habe. Möchte ich doch immer an den höchsten Feiertagen lesen, wenn es vor leeren Bänken wäre! Daher ergreifen Sie jeden Vorwand, um mich zu hindern; es werden aus blofsem odio academico alt-orthodoxe Christen sogar. — Dem ohnerachtet ersuche ich Sie, jeden dienlichen Gebrauch von diesem Briefe zu machen, und ihn, in soweit es sein kann, als officiell anzusehen". Und wiederum hatte sich Fichte in seinem Vertrauen auf das Wohlwollen Goethes nicht getäuscht. Wohl finden wir in den Akten kein Zeugnis dafür, dafs Goethe zu seinen Gunsten irgend einen Schritt unternommen hätte, aber in der Fichteschen Angelegenheit trat eine Wendung ein, und wir werden mit Recht annehmen können, dafs Goethe seine Hand im Spiele gehabt habe.

Der Herzog fordert in der Sache den Bericht des Senats ein, der unter dem 4. Januar 1795 anerkennt, dafs die Fichteschen Vorlesungen nicht gegen das Gesetz verstiefsen, auch von gutem Einflufs seien, allerdings ist er auch der Ansicht, dafs die Vorlesungen in Zukunft Fichte untersagt werden müfsten, „weil dadurch das Ansehen des kirchlichen Gottesdienstes geschädigt werden könnte". Als nun noch die Studenten sich mit einem Gesuch um Aufhebung des Verbotes an den Herzog wandten und den Verlust beklagten, der ihnen aus dem Verbot der Vorlesungen Fichtes erwüchse, „der sich durch den tätigen Eifer, mit welchem er die Bildung unsers Geistes, die Veredelung unsers Herzens angefangen hat, unser beynahe unbedingtes Vertrauen erworben hat", verfügte der Herzog an den Senat unter dem 28. Jan. 1795 in folgender für Fichte äufserst schmeichelhafter Weise: „Uns ist es, nach denen von Euch gedachtem Professor Fichte beigelegten günstigen Zeugnissen angenehm gewesen, dafs derselbe sich zeither von einer solchen Seite gezeigt hat, dafs er von dem ihm ohne allen Grund beygemessenen Verdacht billig frey gesprochen werden mufs. Wir haben uns auch gern davon überzeugt, dafs dessen moralische Vorlesungen von dem vorzüglichsten Nutzen seyn können. Wir trauen auch ihm, Fichte, zu, dafs er noch ferner in seinen Handlungen und Äufserungen alle Vorsichtigkeit und Klugheit zu erweisen bemüht seyn werde, die ihm unser gutes Zutrauen erhalten können".

Unter demselben Datum wird dem Konsistorium zu Jena ein Verweis zuerkannt, „dafs es sich ungegründeter Anschuldigungen und böser Absichten enthalten solle".

So war also der zweite Ansturm auf Fichtes Stellung abgeschlagen, ja Fichte war durch die Angriffe in seiner Stellung gefestigt, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diesen Umstand dem Einflufs Goethes zuschreiben.

Noch in dasselbe Jahr, 1795, fällt der Studentenkrawall in Jena, durch Fichtes gutgemeintes Vorgehen gegen die Studentenorden veranlafst. Fichte wollte seinen grofsen Einflufs auf die Studenten benutzen, um diese Verbindungen zur Auflösung zu bringen, und sein Plan war bei dem grofsen Vertrauen, das die Studenten zu ihm gefafst hatten, so gut wie gelungen, als durch die ablehnende Haltung, die der Senat seinem Vorgehen gegenüber einnahm, und durch die zögernde Haltung der Regierung die gute Absicht Fichtes vereitelt wurde. Die Studenten, welche sich bereit erklärt hatten, Satzungen und Mitgliedsverzeichnisse unter Fichtes Vermittelung der Regierung zu Weimar direkt aus-

zuliefern, wurden, als die Regierung mit der Entsendung eines bevollmächtigten Kommissars zauderte, unter dem Einfluſs auswärtiger Ordensmitglieder in ihrem Entschluſs schwankend, ja ein Teil erhob sich gegen den auf die Vernichtung des Ordenswesens hinzielenden Plan; es kam zu schweren Ausschreitungen, und Fichte, der das natürliche Ziel derselben wurde, verlieſs Jena und zog sich nach Osmanstedt zurück, wo er den Sommer des Jahres 1795 verlebte.

In diese Zeit fallen mehrere Äuſserungen Goethes, welche für seine Stellung zu Fichte bezeichnend sind. Über die Jenenser Vorgänge läſst sich Goethe in einem Briefe an Voigt unter dem 10. April 1795 vernehmen: „Sie haben also das absolute Ich in groſser Verlegenheit gesehen und freylich ist es von den Nicht-Ichs, die man doch gesetzt hat, sehr unhöflich durch die Scheiben zu fliegen. Es geht ihm aber wie dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der, wie uns die Theologen sagen, auch mit seinen Kreaturen nicht fertig werden kann“. Der Schluſssatz des Briefes erinnert an jene Äuſserung Schillers über Fichte in einem Schreiben an Goethe vom 28. Okt. 1794: „Nach den mündlichen Äuſserungen Fichtes, denn in seinem Buch war noch nicht davon die Rede, ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklariert, wir wir neulich vermuteten“.

Dieser Brief läſst wiederum erkennen, wie Goethe sich die Konsequenzen, welche Schiller aus dem Fichteschen System zog, zu eigen machte. Es steht wohl auch zu vermuten, daſs er das Urteil Schillers über das Auftreten Fichtes teilte, und Schiller billigte dessen Handlungsweise nicht: „Fichte wird diesen Sommer nicht hier seyn. Er hat sich in die akademischen Ordensgeschichten gemischt, worüber die Studenten so ergrimmt worden sind, daſs sie ihm alles Herzeleyd anthaten. Nun hat er den üblen Weg ergriffen, sich zurückzuziehen und dem wilden Gesindel das Feld zu räumen“ [1]). Und an Goethe schreibt er unter dem 15. May: „Von hiesigen Novitäten weiss ich Ihnen nichts zu melden, denn mit Freund Fichte ist die reichste Quelle der Absurditäten versiegt“.

Bald darauf kam es zu dem schon erwähnten Streit zwischen Schiller und Fichte über den Aufsatz „Über Geist und Buchstaben in der Philosophie“, in dem sich Goethe vollständig auf die Seite Schillers stellte. Als Fichte einige Jahre darnach den ersten Schritt tat, um wieder in einen engeren Verkehr mit Schiller zu treten, berichtet dieser an Goethe [2]): „Ich bin in diesen Tagen von einem Besuch überrascht worden, dessen ich mich nicht versehen hätte. Fichte war bei mir und bezeigte sich äuſserst verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, so kann ich nun freilich nicht den spröden spielen, und ich werde suchen, dieſs Verhältniſs, das schwerlich weder fruchtbar noch anmutig werden kann, da unsere Naturen nicht zusammenpassen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten“. Goethe stimmt dieser Absicht Schillers bei, indem er am Tage darauf schreibt: „Nutzen Sie das neue Verhältniſs zu Fichten für sich so viel wie möglich und lassen es auch ihm heilsam werden. An eine engere Verbindung mit ihm ist nicht zu denken, aber es ist immer sehr interessant ihn in der Nähe zu haben“.

Wie kühl lautet dieses Urteil über Fichte im Vergleich zu dem, das Goethe vor einigen Jahren in einem Briefe an Jacobi gefällt hat! Und es sind auch nicht bloſs die hier besprochenen Zwischenfälle, welche das Verhältnis Fichtes zu Goethe allmählich

[1]) An Körner den 1. Mai 1795. [2]) den 28. Aug. 1898.

trübten. Es war ja doch lediglich das Interesse an Kant und an der kritischen Philosophie, das ihn mit Fichte in eine nähere Verbindung brachte, und es wird ihm eine gewisse Enttäuschung gewesen sein, dafs Fichte mit seinem neuen System und seiner eigenartigen Terminologie ihm erst recht das Eindringen in die Erkenntnis theoretischer Probleme erschwerte. Ganz anders erfüllte ihm dieses Verlangen Schiller, und wie es „wahrscheinlich ist, dafs er sich die Philosophie Kants eben in der Schillerschen Auffassung und mit deren Modificationen zu eigen machte“ [1]), so ging er auch die Schriften Fichtes mit Schiller durch, und wir haben gesehen, wie er dem Urteil seines Freundes in dieser Hinsicht vertraute. Als ein Schüler Fichtes, Weifshuhn, im Philosophischen Journal seine Abhandlung „Sätze und Gegensätze eines neuen Systems der Philosophie“ veröffentlichte, schreibt Goethe an Schiller am 25. Nov. 1795: „Diese Art zu philosophieren liegt mir viel näher als die Fichtische, wir wollen den Aufsatz doch einmal miteinander lesen, ich wünschte über einiges Ihre Gedanken zu hören“, und an W. v. Humboldt über denselben Gegenstand am 3. Dez. 1795: „Uns Menschenverständlern ist es gar zu angenehm, wenn uns das Speculative so nahe gerückt wird, dafs wir es gleich fürs Haus brauchen können“.

Dazu kommt noch, dafs wir die Jahre 1795 und 1796 gewissermafsen als einen Abschnitt in der Entwickelung Schillers bezeichnen können. Mit den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und den anderen philosophischen Abhandlungen hatte er gewissermafsen das Facit aus den Kantstudien gezogen und wandte sich jetzt wieder dem poetischen Schaffen zu. „Nur keine Metaphysik mehr, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn“, und „ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt als in diesen Tagen, und es ist hohe Zeit, dafs ich hier eine Weile die philosophische Bude schliefse“ [2]).

Es beginnt jetzt die innige Vereinigung zwischen Goethe und Schiller, welche durch das gemeinsame Interesse für die Kantische Philosophie begründet, herrliche Früchte für die Poesie zeitigte. Wohl haben die Philosophen noch immer, namentlich für Goethe, wie wir gesehen, ihre hohe Bedeutung, aber ein Zuviel von Philosophie, namentlich das fruchtbare, nie rastende Genie Fichtes, das stets Neues anregte und aufregte und die Geister unausgesetzt beschäftigte, mufste wie eine Störung des dichterischen Schaffens aufgefafst werden. Schiller betrachtete seine Übersiedelung nach Weimar als eine Art Erlösung aus der Gewaltherrschaft der Metaphysiker [3]): „Ein Platz, wo nur die Gelehrsamkeit und vorzüglich die metaphysische im Schwange geht, ist dem Dichter nicht günstig“.

Noch drückender mufste Goethe die Vorherrschaft der idealistischen Philosophie empfinden. Schon 1796 schreibt er an Sömmering: „Überhaupt haben Sie Ihrer Sache keinen Vorteil gebracht, dafs Sie die Philosophen mit ins Spiel gemischt haben; diese Klasse versteht, vielleicht mehr als jemals, ihr Handwerk, und treibt es, mit Recht, abgeschnitten, streng und unerbittlich fort; sollten wir Empiriker und Realisten nicht auch unsern Kreis kennen und unsern Vorteil verstehen? für uns bleiben und wirken, höchstens jenen Herren manchesmal in die Schule horchen, wenn sie Gemüthskräfte kritisieren, mit

[1]) Vorländer, Goethe und Kant. [2]) Schiller an Goethe.
[3]) Schiller an Carl August den 1. Sept. 1799.

denen wir die Gegenstände zu ergreifen genöthigt sind?' Ihm blieb die Einseitigkeit und Vergänglichkeit der Fichtischen Spekulation nicht verborgen, die „einzig und allein den moralischen Kern der Kantischen Philosophie ergriff und entwickelte", die „ganz in die innere Welt zurückwich und mit geschlossenen Augen an dem Reichtum der äufseren vorüberging"[1]).

Und das geschah zu einer Zeit, in der die Naturwissenschaft die Aufmerksamkeit aller Geister in besonderer Weise erregte, in der ein Laivoisier die Wissenschaft der Chemie begründete, ein Galvani auf dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus die grundlegenden Entdeckungen machte. Es ist erklärlich, dafs der Mann, „dessen ganze Gröfse geradezu in der Einstimmigkeit seines Wesens mit der Natur wurzelt"[2]), der in der Erforschung der Einzeldinge das ewige Walten der Gottheit in der Natur zu erkennen suchte, welcher der Natur die Gesetze für sein Schaffen ablauschte, jetzt mit besonderem Eifer sich dem Naturstudium zuwandte. Für diese bot sich ihm nun ein geeigneter Gehilfe in einem Schüler Fichtes dar, der es sich zur Aufgabe machte, das Prinzip der Fichtischen Philosophie, das absolute Ich, mit dem Unbedingten Spinozas zu vereinigen, der, das absolute Ich ausmalend, diesem die Attribute Spinozas beilegte. Während Fichte das absolute Ich als selbstschöpferisch hinstellte als Grundlage einer Sittlichkeit, die Kraft, Mut, Selbstbewufstsein erzeugte, war für Schelling das „Ich" der Ausgangspunkt einer liebevollen Versenkung in die Natur und die Welt, in deren Armen zu ruhen ihm Glückseligkeit bedeutete. Einer solchen Auffassung konnte die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Entdeckungen nicht verborgen bleiben. „Es ist der Legitimationsschein für das philosophische Genie Schellings, dafs er die unermefsliche Bedeutung der Naturwissenschaften bei seiner ersten Berührung mit ihr mit sicherem Instinkte begriff"[3]).

Sobald Schelling durch seine ersten Schriften die Aufmerksamkeit Goethes auf sich gelenkt, bezeugt dieser eine besondere Vorliebe für seine Philosophie und Persönlichkeit. Als Mitarbeiter an dem Philosophischen Journal und der Literaturzeitung hielt Schelling sich wiederholt längere Zeit in Jena auf und kam auch in eine nähere Berührung mit Goethe. Am 28. Mai 1798[4]) trifft dieser bei Schiller mit Schelling zusammen, und am Tage darauf äufsert er sich zu Voigt: „Wir waren beiderseits immer geneigt den Doktor Schelling als Professor hierher zu ziehen; er ist gegenwärtig zum Besuche hier und hat mir in der Unterhaltung sehr wohl gefallen". Noch dringender empfiehlt Goethe die Berufung Schellings, als dieser ihm seine „Weltseele" übersandte und er aus dieser Schrift insonderheit erkannte, wie nahe verwandt diese Philosophie seiner Geistesrichtung sei. Als Schelling ihn im Juni besucht, schreibt er am 21. d. M. an Voigt: „Schellings kurzer Besuch war mir sehr erfreulich; es wäre für ihn und uns zu wünschen, dafs er herbeigezogen würde. — Ich nehme mir die Freyheit sein Buch „von der Weltseele" als eigen anzubieten, es enthält sehr schöne Ansichten und erregt nur lebhafter den Wunsch, dafs der Verfasser sich mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen möge".

Voigt geht sofort auf den Wunsch Goethes ein. Am 3. Juli schreibt er an Hufeland[5]): „Dafs ich als ich zurückkam, die Weltseele sofort promovieren helfen, wird

---

[1]) Haym, Romantik I, 578. [2]) Haym 582. [3]) Haym 578.
[4]) Tagebücher. [5]) Diezmann.

Ihnen wohl recht sein. Er ist doch ein trefflicher Kopf. Um nicht lange erst auf Bedenklichkeiten warten zu müssen, hat der Herzog für diesmal sogleich rescribiert". Hufeland mufs wohl seine „Bedenklichkeiten" im Hinblick auf Fichte geäufsert haben, denn Voigt hält es für angezeigt, seine Handlungsweise ausdrücklich in einem Schreiben vom 16. Juli zu rechtfertigen: „Den Freund Schelling hat mir schon vor einem Jahre Fichte selbst aufs Stärkste empfohlen. Da jener seiner Philosophie in der Anwendung eine andere Richtung gibt als dieser, so denke ich, dafs diese Ichheiten sich nicht aufheben sollen".

Für Goethe beginnt jetzt eine Zeit eifriger Beschäftigung mit der Natur, angeregt durch Schellings Naturphilosophie, deren Entstehung er mit der gröfsten Teilnahme verfolgt. Mit Schelling führt er Gespräche über organische Metamorphose, es wird die Möglichkeit einer Darstellung der Naturlehre durch einen Poeten erörtert[1]), der in den Einzeldingen das ewige Walten der Gottheit schaut. Von den Dichtern des Altertums tritt Homer in Vordergrund, ihm nachzustreben erscheint Goethe als das höchste Ziel, Homers Gestalten erscheinen als die unvergleichlichen Muster, mit denen Caroline v. Wolzogen[2]) den Wallonen in Schillers Wallenstein vergleichen will. Schiller, der sich zu Schelling dauernd hingezogen fühlte, zieht in seinen vor den Toren Jenas gelegenen Garten; er will Landbesitz erwerben, er betrachtet in seinem Eleusischen Fest Natur und Mensch in ihrer engsten Verbindung miteinander.

Es ist wohl klar, dafs bei einer so gearteten Geistesrichtung Fichte, dem jedes Vermögen zur Beobachtung der Natur abging, mehr und mehr an Interesse einbüfste; es war für Weimar und Jena die Vorherrschaft der idealistischen Philosophie überwunden, sie hatte der Poesie geleistet, was sie zu leisten hatte. Das fast frostig klingende Wort[3]): „Geht der eine Stern unter, geht der andere auf", das Goethe bei der Entfernung Fichtes von Jena in den Mund gelegt wird und in bezug auf Schelling gesprochen sein soll, wird uns erklärlich. Es tritt dieselbe Erscheinung hervor, die wir wiederholt an Goethe beobachten können[4]): „Immer begegnet er neuen Menschen, liebt sie von neuem und stöfst sie, wenn die Stunde der Kritik kommt, unbarmherzig von sich".

So wird uns das Verhalten Goethes in dem Atheismusstreit, welcher schliefslich die Entlassung Fichtes aus seinem Lehramt zur Folge hatte, nicht mehr auffallend erscheinen; denn dafs Goethe auf die Entscheidung der Regierung bestimmend eingewirkt hat, liegt auf der Hand. Über den Verlauf des Streites finden sich so umfassende Darstellungen, dafs ich ihn nur kurz, soweit es der Gegenstand dieser Abhandlung nötig macht, behandeln werde[5]).

Ende des Jahres 1798 erschien im Philosophischen Journal ein Aufsatz des Rektors Forberg aus Saalfeld: „Entwickelung des Begriffs der Religion", in dem die Religion als Rechttun und gutes Handeln bezeichnet und die Forderung geltend gemacht wurde, dafs sie von allen spekulativen Begriffen und Glaubenssätzen als nebensächlichem Beiwerk abzutrennen sei: Fichte hatte diesen Aufsatz ohne Zusatzbemerkung aufgenommen, behielt sich aber vor, eine Berichtigung dieser von ihm nicht geteilten Gottesvorstellung in dem nächsten Heft zu bringen. Sie erschien unter dem Titel: „Über den Grund unsers

---

[1]) Tagebücher 1798. [2]) Schillers Leben, Cotta p. 227.
[3]) Hase, Fichtebüchlein p. 49. [4]) Grimm p. 194.
[5]) Ich verweise auf Fichtes Leben. Hase, Fichtebüchlein. Kuno Fischer, Fichte.

Glaubens an eine göttliche Weltregierung". In dem Vorwort erklärt Fichte, „dafs Forberg seiner Überzeugung nicht so wohl entgegen sei, als dafs er dieselbe nur nicht erreiche". Für den tiefer Blickenden lag in dieser Bemerkung nur ein Hinweis auf eine spekulativ nicht genügende Beweisführung seitens Forbergs, für die oberflächliche Betrachtung wurde der Schein erweckt, als wollte Fichte in der Negation noch weiter gehen.

Fichte stimmte Forberg bei, dafs die Religion sittliches Handeln sei, aber dieses habe seinen Grund in einer übersinnlichen Welt der Pflicht und Sittlichkeit, aus der die an die Unendlichkeit der einzelnen Iche gerichteten Pflichtgebote hervorgegangen und welche die einzelnen Willen zu einer sittlichen Ordnung gestalte. Dieses Prinzip sittlicher Weltordnung (ordo ordinans) sei Gott. Ein von der Welt unterschiedenes Wesen als Ursache jener moralischen Weltordnung anzunehmen, ihm Persönlichkeit und Bewufstsein beizulegen, laufe auf eine Verendlichung und Vermenschlichung des Gottesbegriffs hinaus. Das einzige, absolut gültige Objektiv sei, dafs es eine moralische Weltordnung gebe, dafs jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet sei; dafs jedes seiner Schicksale ein Resultat dieses sittlichen Weltplanes sei. Der Fichtische Glaubensbegriff ist also ein ethischer Pantheismus.

Auf diese Schrift wurde die Öffentlichkeit aufmerksam gemacht durch eine Broschüre: „Sendschreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den fichteschen und forbergschen Atheismus". Die Kursächsische Regierung konfiszierte hierauf die Schriften und forderte die herzogliche Regierung zu Weimar unter Hinweis auf die in den Schriften befindlichen atheistischen Äufserungen auf, die Herausgeber des Philosophischen Journals zur Verantwortung zu ziehen, widrigenfalls den Landeskindern der Besuch der Universität Jena untersagt werden solle. Die Hannoversche Regierung schlofs sich später diesem Vorgehen an.

Die Weimarsche Regierung kam in Verlegenheit: Sie forderte unter dem 3. Januar 1799 die Universität zum Bericht auf, suchte im übrigen aber die Angelegenheit diplomatisch hinzuziehen, um, wie die früheren Fichteschen Händel, auch diesen ohne Aufsehen zu erledigen. Diese Absicht machte Fichte zu nichte. Er war angegriffen und mufste sich verteidigen, das erforderte seine Ehre als Gelehrter. So erschien die Appellation an das Publikum über die ihm durch ein Kurf. Sächs. Konfiskationsreskript beigemessenen atheistischen Äufserungen, die öffentlich die Grundlosigkeit der Anklagen klarlegte und seine Gegner mit ihrem versinnlichten Gottesbegriff und der darauf beruhenden eudämonistischen Moral die wahren Atheisten nannte. Diese Schrift sandte er an Schiller mit dem Wunsche, dafs sie ihm gefallen möge: „Ein anderer ist der Herr Geheime Regierungsrath von Goethe. Nun habe ich meine guten Gründe, diese Schrift an keinen Geheimen Rath und überhaupt an keinen Menschen, der auf die Entscheidung des Rechtshandels, in den man einen philosophischen Disput verwandelt hat, einigen Einflufs haben dürfte, selbst zu geben. Vielleicht läfst Goethe von Ihnen sich eine Unterscheidung gefallen, die ich nicht machen dürfte; und so bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben"[1]).

Fichte wollte also durch Schiller hören, wie man zu Weimar, vor allen Dingen

---

[1]) Fichtes Leben II, 391.

wie Goethe über seine Sache dachte. Schiller antwortete unter dem 26. Januar. Von Goethe ist in seinem ausführlichen Brief nicht die Rede, aber Schiller „hat in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, auch wiederholt mit dem Herzoge selbst. Dieser habe ganz rund erklärt, „dafs man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist dies letzte nur seine Privatmeinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mufste es nicht den besten Eindruck auf die letzteren machen, dafs Sie so viel Verfolgung befahren. Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, dafs Sie den Schritt ganz für sich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der weimarischen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publikum konnte nicht stattfinden, als höchstens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rücksicht auf die Beschwerde, welche Kursachsen gegen Sie zu Weimar erhoben und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten".

Die Weimarsche Regierung war also durch Fichtes Vorgehen ernstlich verstimmt, wartete aber noch mit ihrer letzten Entscheidung. Doch zog der Streit, durch Fichtes Appellation und seine leidenschaftliche Sprache aufgeregt, immer weitere Kreise. Kursachsen wandte sich an Braunschweig und Hannover. Beide Regierungen schlossen sich seinem Vorgehen an, nur Preufsen machte eine rühmliche Ausnahme. Schriften wurden hinüber und herüber gewechselt. Jena, schon seit 1793 in dem Rufe der Jakobinerei und Freigeisterei, befand sich in einer schwierigen Lage. Nichtsdestoweniger wollte man den Grundsatz der Lehrfreiheit wahren. Wenn nun, ohne diese in den Augen der Welt zu verletzen, die Universität aus ihrer schwierigen Lage befreit werden konnte, so würde dieses, das lag auf der Hand, geschehen. Das Mittel dazu bot Fichte selbst.

Fichte wollte eine Entscheidung herbeiführen. Am 18. März sandten er und Niethammer die Appellation und eine zweite Schrift „Die gerichtliche Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus" an die Regierung zu Weimar, damit selbst die Anfrage, welche an den Senat im Januar ergangen war, beantwortend. Unter der Hand war ihm zu Ohren gekommen, dafs die Regierung ihm und Niethammer einen Verweis zu erteilen gedenke. Diesem wollte Fichte vorbeugen und liefs sich, beraten durch den derzeitigen Rektor der Universität, Paulus, dazu hinreifsen, an den Geheimrat Voigt einen Brief des Inhalts zu schreiben, dafs er einen Verweis durch den Senat durch Abgebung seiner Demission beantworten werde. Die Sprache des Briefes ist stolz, ja drohend zu nennen: „Die Frage, warum man einen Professor der Philosophie, der weit entfernt ist, Atheismus zu lehren, zur Verantwortung zieht und den Generalsuperintendenten dieses Herzogtums, dessen öffentlich gedruckte Philosopheme in der That dem Atheismus so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung zieht, diese Frage, die ich aus Discretion nicht gethan habe, wird nächstens ein anderer thun, wenn ich es nicht verbitte; und ich werde es nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen mich thut". — „Ich mufs erklären, verehrter Herr Geheimrath, dafs darauf (dafs Fichte den Verweis ruhig hinnimmt) nicht zu rechnen ist; das darf ich nicht, das kann ich nicht. — Ich darf nicht. Mein Benehmen in dieser ganzen Sache von Anfang an bis hieher ist meiner innigsten Überzeugung nach nicht nur tadellos, sondern preiswürdig, und es ist verächtlich, das Preiswürdige, es sei an andern oder an uns selbst, öffentlich schelten zu lassen,

inwieweit es an uns liegt, den Tadel desselben abzuwehren“. Zum Schlufs erwähnt Fichte noch, dafs ihn, wenn er die Universität verlasse, mehrere gleichgesinnte Freunde begleiten und seine ferneren Unternehmungen teilen würden.

Dieser Brief war zwar nur Privatschreiben, aber Fichte ermächtigte ausdrücklich den Empfänger, ihn „der allgemeinen Publicität“ zu übergeben.

Am 23. März gelangte das Schreiben in die Hände Voigts, noch an demselben Tage geht eine Depesche an Goethe ab, der sich gerade in Jena aufhielt, und dieser sendet sofort durch den Boten die Antwort zurück[1]). Diese Antwort ist uns nicht erhalten. Nach der Rückkehr Goethes nach Weimar verhandelt er noch einmal am 27. März mit Voigt „über verschiedene Academica“[2]). Das Ergebnis der Verhandlungen liegt in dem Herzoglichen Reskript unter dem 29. März vor: Fichte und Niethammer erhalten einen Verweis. Da Fichte erklärt habe, „einen in der Sache wegen der ihm beigemessenen Atheisterei ihm zugehenden Verweis durch Abgebung seiner Dimission zu beantworten, so werde diese angenommen“.

Fichte war somit entlassen. Alle Versuche, welche Fichte, der Rektor Paulus, die Studenten unternahmen, um das Reskript rückgängig zu machen, wurden von der Regierung kurzer Hand abgewiesen. Mit geradezu auffallender Beschleunigung werden von den Miterhaltern der Universität die Zustimmungserklärungen zu dem Weimarschen Reskript eingeholt, um dieses noch vor Beginn des neuen Semesters rechtskräftig zu machen und Fichte daran zu hindern, seine angekündigte Vorlesung über Religionsphilosophie zu halten.

Wie schon erwähnt, haben wir kein amtliches Urteil Goethes in der Fichtischen Angelegenheit, wir erfahren jedoch, dafs Voigt sofort mit Goethe über den Vorfall verhandelt hat und dafs die Entscheidung der Regierung unmittelbar nach diesen Verhandlungen getroffen ist. Wir können wohl mit Fug und Recht annehmen, dafs Goethe der geistige Urheber der Entscheidung gewesen ist.

Das Verfahren der Regierung rechtfertigt Goethe in zwei Schreiben, das eine an Schlosser, das andere an Humboldt gerichtet. An Schlosser schreibt er: „Was Fichten betrifft, so thut mir's leid, dafs wir ihn verlieren mufsten und dafs seine thörige Anmafsung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird, je mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewifs einer der vorzüglichsten Köpfe; aber wie ich selbst fürchte, für sich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage mufs ihm zu seinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Übrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, dafs die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation, wie Du weifst, so weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, dafs ich gegen meinen eigenen Sohn votieren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlauben würde“. Und am 16. Sept. schreibt Goethe an W. Humboldt nach Paris: „Dafs Fichte von Jena abgegangen ist, werden Sie schon wissen. Erst machten sie im Philosophischen Journal einen albernen Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem

[1]) Goethes Tagebücher. [2]) Tagebücher.

hergebrachten Sprachgebrauch atheistisch genug war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte, wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement, und erhielt er seinen Abschied. Er hält sich jetzt in Berlin auf. Übrigens scheint mir aus dieser Schule, wenigstens für die Gegenwart, wenig Freude und Nutzen zu hoffen. Diese Herren kauen sämmtlich ihren eigenen Narren beständig wieder, ruminieren ihr Ich. Das mag denn freilich ihnen und nicht andern geniefsbar seyn.

Kant hat sich nun auch gegen Fichte erklärt und versichert, dafs die Lehre unhaltbar sey. Darüber ist denn diese Schule auf den alten Herrn äufserst übel zu sprechen“.

Dieser Brief bezeugt die innere Abwendung Goethes von der idealistischen Philosophie, beide Briefe geben ihrer tiefen Verstimmung über das Auftreten Fichtes in harten Worten Ausdruck. Fichte glaubt „preiswürdig“ gehandelt zu haben, für Goethe hat er albern, töricht, grob gehandelt. Fratzen nennt er sein Auftreten. Übrigens enthalten Goethes Briefe eine Unrichtigkeit: Fichte hat den getadelten Brief nicht an die Regierung gerichtet, sondern an ein Mitglied derselben, dem gegenüber er sich stets mit unverhohlenem Vertrauen zu äufsern gewöhnt war. Dafür sind Beweis die Briefe, die zwischen ihnen gewechselt sind[1]). Voigt hatte wiederholt, wenn Fichte in der vermeintlich richtigen Durchführung einer Ansicht mit den realen Verhältnissen in Konflikt geraten war, diesem aus der Verlegenheit geholfen; Fichte und Voigt waren aufserdem Logenbrüder. Da durfte Fichte wohl darauf rechnen, dafs er diesmal, wenn er eine Verkehrtheit begangen, wieder ohne Schaden zurecht gewiesen wurde. Dafs dieses nicht geschah, dafs sofort ein in Übereilung, wohl auch aus übler Beeinflussung geschehener Schritt, im Grunde genommen privater Art, eine amtliche Bedeutung erhielt, das hat er als eine Art Verrat aufgefafst und das hat ihn mit Bitterkeit erfüllt.

Zu dieser Kränkung wurde nach seiner Meinung noch eine zweite gefügt. In Verlegenheit über einen Wohnort wandte er sich an den Fürsten von Rudolstadt und bat diesen, ihm in einem herrschaftlichen Hause Wohnung zu geben. Sein Gesuch wurde abschlägig beschieden. Diesen ungünstigen Bescheid führte Fichte auf eine Beeinflussung seitens der Weimarschen Regierung zurück. In Briefen an Reinhold vom 3. Mai führen Fichte und dessen Frau über diesen neuen Beweis feindseliger Gesinnung seitens der Regierung bittere Klage.

Dafs man sich in Weimar für den zukünftigen Aufenthalt Fichtes interessierte, ist klar. In Goethes Tagebüchern finden wir unter dem 12. Mai die Bemerkung: „Mit Geh. Rat Voigt: Etwas über Fichtens nächsten Aufenthalt“. Es konnte der Regierung nicht gleichgültig sein, wenn Fichte in unmittelbarer Nähe von Jena seine privatissima hielt. Dieses mufste auch jeder benachbarte Fürst einsehen, und es bedurfte wohl nicht erst ausdrücklicher Hinweise von Weimar aus. Schiller erfährt von dieser fehlgeschlagenen Absicht Fichtes erst im Juni und nennt sie in einem Brief an Goethe „unbegreiflich“. „Dem Fürsten von Rudolstadt, der sich den Teufel um ihn bekümmert, zuzumuthen, dafs er ihm durch Einräumung eines Quartiers öffentliche Protektion geben und umsonst und um nichts sich bei allen anders denkenden Höfen compromittieren soll. Und was für eine armselige Erleichterung verschaffte ihm wohl ein freies Logis dort, wo er durchaus nicht

[1]) Es sind noch weitere Briefe im Archiv vorhanden, die noch nicht veröffentlicht sind.

an seinem Platze wäre". Als Fichte in Berlin einen würdigen, ihm angemessenen Wirkungskreis gefunden hatte, urteilte er über seine Entlassung ruhig, ohne Groll gegen die Regierung: „Siehe, meine Gute!" so schreibt er an seine Frau von Berlin aus im August, „ich sehe jetzt die Sache so an: Dafs ich keinen Verweis haben wollte und mit dem Abschiede drohte, war ganz recht und meine Sache, es reut mich nicht im geringsten und ich würde dasselbe in demselben Falle wiederholen; dafs sie die Dimmission annahmen, ist ihre Sache. Dafs sie dabei die Form nicht ganz beobachteten, gleichfalls die ihrige, nicht die meine. Ich zürne nicht auf sie, denn ich habe meinen Willen. Ich wollte keinen Verweis, und ich habe keinen". Ebenso sachlich urteilt er in einem späteren Briefe: „Auch werde ich, sobald ich nach Jena zurückkomme, meine jetzige Ansicht von der Sache unverhohlen äufsern: Die Weimarische Regierung habe in ihrer Art ganz recht gehabt, sowie ich in der meinigen; es habe zwischen uns beiden als Partei ebenso kommen müssen, und ich nehme ihnen nichts übel. Das erste, wenn ich nach Jena zurückkomme, wird sein, dafs ich Voigt besuche, und Goethe und Schiller und ihnen dies und Ähnliches sage".

Nicht so unparteiisch urteilt seine Gattin. Sie ist namentlich auf Voigt höchst erzürnt[1]), weniger auf Goethe, der doch der geistige Urheber der Entlassung Fichtes ist. Sie berichtet an ihren Gatten: „Goethe ist jetzt hier und hat sich bei Schlegel sehr freundschaftlich nach Dir, Deinen jetzigen Arbeiten und Befinden erkundigt". — „Die Frau von Kalb, welche dich herzlich grüfst, hat mir gesagt, soviel sie gehört habe, sei die allgemeine Stimmung in Weimar über Deine Angelegenheit diese: „dafs es schade sei, dafs Du so hitzig wärest; denn da Du so viel Beifall auf der Universität habest, sei es für diese ein grofser Verlust, dafs Du nicht mehr lesest. Auch ist die Zahl der Studenten sehr vermindert, es waren, wie mir Loder sagt, im verflossenen Halbjahr kaum 500 hier". Fichte erwidert darauf: „Was Du mir von Goethe schreibst, ist etwas. Es ist begreiflich, dafs Leute, wie Goethe, nachdem nun die erste Hitze bei ihnen verraucht ist, sich des Auftritts mit mir, der ihnen, wie sie wohl wissen, auch noch ganz anders gedeutet wird, als sie meinen, schämen, ihn ungeschehen wünschen, begreifen, dafs der Universität ein nicht wohl zu ersetzender Schaden zugefügt worden".

Dafs Fichte über die Wirkung seines Wegganges auf den Besuch der Universität richtig geurteilt, hat die Erfahrung gelehrt. In Goethes Stimmung hat er sich wohl geirrt: „Schlegel mufs sehr viel bei ihm gelten, denn er nimmt mit Goethe seine Gedichte durch, welche letzterer herausgiebt". So schreibt Fichtes Gattin im August. Aus einem Briefe Goethes vom 3. Aug. 1799 erfahren wir, dafs er im einsamen Gartenhaus mit der Redaktion seiner kleinen Gedichte beschäftigt ist, „zu der Sammlung, Fassung und eine gewisse allgemeine Stimmung gehört". Wenn wir daneben Schillers Sehnsucht nach Befreiung aus dem Streit philosophischer Lehrmeinungen halten, so werden wir wieder zu dem Schlusse kommen: Das Bedürfnis nach Ruhe für die Poesie war es, welche Goethe zu dem Vorgehen gegen Fichte veranlafste. Fichtes Nähe bedrohte diese Ruhe beständig. Die Dichter brauchten eine ihnen dienende Philosophie; wo Fichte aber lehrte, trachtete die Philosophie stets nach einer herrschenden, gesetzgebenden Stellung, und zwar mit solcher Konsequenz, dafs für ihn gesellschaftlicher Ton, staatliche und kirchliche Autorität

---

[1]) Brief an ihren Gatten im Oktober. Fichtes Leben, I, 329.

nicht in Frage kommen, wenn es ihm galt, für sein hohes sittliches Freiheitsideal in die Schranken zu treten. Für die Dauer mufste ein solcher Zustand beschwerlich werden.

Im Anfang des Jahres 1800 kam Fichte nach Jena, um seine Beziehungen ordnungsgemäfs zu lösen und dann mit seiner Familie nach Berlin überzusiedeln. Im März schreibt er an Goethe, dafs er sich persönlich von ihm zu beurlauben wünsche. Goethe sendet diesen Brief mit folgenden Begleitworten an Voigt: „Beyliegenden Brief erhalte ich von Fichten, wahrscheinlich ist ein ähnlicher bey Ihnen eingelaufen. Dafs doch einem sonst so vorzüglichen Menschen etwas fratzenhaftes in seinem Betragen ankleben mufs. Ich denke ihm heute zu antworten: dafs es mir ganz angenehm seyn soll, ihn bey seiner Anherkunft zu sehen. Übrigens halte ich es für unverfänglich, dafs man ihm den Titel als Professor gebe; doch habe ich mir vorher Ihr gefälliges Sentiment in dieser Sache erbitten wollen, damit man bis zum Schlusse hierin einstimmig handle". Bei diesem Besuche in Weimar sahen sich wohl Fichte und Goethe zum letzten Male, sie schieden voneinander ohne Groll, mit dem Gefühl der höchsten Hochachtung für einander, die auf seiten Goethes nur durch das Mifsfallen an dem Benehmen Fichtes eine Einschränkung erfuhr. Auch der briefliche Verkehr zwischen den Männern hörte auf, doch dauerten die Beziehungen zwischen ihnen noch mehrere Jahre fort, und Schiller und Zelter waren es, die diese vermittelten.

Fichte will in Berlin eine Zeitschrift gründen und bewirbt sich in einem Briefe an Schiller um dessen und Goethes Mitarbeit[1]. Hierbei äufsert er sich über Goethe: „Ich mafse mir kein Urteil an, was in der Kunst, in der wir denn doch nur durch Goethes und Ihr Muster, und durch einige recht gute Philosopheme der neueren Philosophie wissen, worauf es ankommt — von seiten der Kritik geschehen könne. Ihnen beiden kommt es zu, zu entscheiden, welches die notwendigsten Lehren für die Kunstjünger unserer Zeit sind, und wie diese an den Erscheinungen der Zeit anschaulich gemacht werden müssen. Goethe hat ja in seinen Propyläen und andern seiner neuesten Schriften auch hierin Muster aufgestellt". Goethe verhält sich dem Fichteschen Unternehmen gegenüber abwartend, und als die Ankündigung der Neugründung erscheint, schreibt er an Schiller[2]: „Der Ton der Ankündigung ist völlig Fichtisch. Ich fürchte nur, die Herren Idealisten und Dynamiker werden ehester Tage als Dogmatiker erscheinen und sich gelegentlich einander in die Haare fallen".

Zum letzten Mal findet ein indirekter Gedankenaustausch zwischen Fichte und Goethe im Jahre 1803 statt. Fichte bittet[3] um Schillers und Goethes Vermittelung in einer noch aus seiner Jenaer Zeit herrührenden Streitsache und berichtet im Anschlusse daran über eine Aufführung von Goethes „Natürlicher Tochter" in Berlin, die er für „das dermalig höchste Meisterstück des Meisters" hält. In einem Briefe an Zelter vom 29. Aug. spricht Goethe über das Urteil Fichtes seine Befriedigung aus und dankt für die Anerkennung Gleichzeitig teilt er dem Freunde mit, dafs die Allgemeine Litteratur-Zeitung in Jena fortgesetzt werden solle: „Sagen Sie das auch Fichten, welcher gleichfalls eingeladen ist; Schiller wird ihm deshalb noch umständlicher schreiben. Am 7. Sept. antwortet Zelter, dafs Fichte zur Mitarbeit geneigt ist.

---

[1]) Jahrbücher XV. [2]) 16. Sept. 1800.
[3]) Brief an Schiller 18. Aug. 1803, Jahrbücher XV.

Auch hörte Goethe nicht auf, das weitere Schaffen des Philosophen mit grofser Teilnahme zu verfolgen. Am 1. Febr. 1801 schreibt er an Schelling: „Auch hat mich die Fichtische Ankündigung in der allgemeinen Zeitung (Cottasche) beschäftigt und unterhalten". Es handelt sich um die neue Darstellung der Wissenschaftslehre, und als diese erschienen, berichtet Schelling mit grofser Befriedigung über die neue Gestalt, die Fichte seinem System gegeben[1]). Ein andres Werk, das Goethes Teilnahme erregte, waren die „Anweisungen zum seligen Leben", eine Sammlung von Vorlesungen, die Fichte 1806 in Berlin vor einem gröfseren Auditorium hielt. Arnim fällt über diese in einem längeren Schreiben an Goethe ein abfälliges Urteil in einem spottenden und höhnenden Tone[2]). Dieser Brief veranlafst Goethe, sich mit der Bitte um Auskunft an seinen Freund Zelter zu wenden, bei dem er eine tiefere Würdigung der Philosophie Fichtes voraussetzen durfte. Er schreibt unter dem 19. April: „Hören Sie Fichtens Vorlesungen diesmal wieder, so sagen Sie mir doch etwas darüber, oder wenn Sie nicht hineingehen, etwas von der Stimmung und dem Sinne der Besseren". Zelter erwidert umgehend unter dem 21.: „Von Fichtens Vorlesungen habe ich nur die ersten mit grofser Satisfaktion gehört. Die letzten fielen in die Trauerperiode meines Hauses. — Ich habe nie eine Fichtische Vorlesung ohne eigentliche Erbauung verlassen, obgleich es mir nicht wohl möglich wäre das Gehörte zu referieren. — Die Stimmung im Publikum ist geteilt, so viel Individuen für wie gegen". Am 1. Juni schreibt Zelter: „Fichte hat seine vor- und diesjährigen Vorlesungen drucken lassen und mir gesagt, dafs er Ihnen solche zuschicken werde". Die Vorlesungen finden sich jedoch nicht unter den Fichtischen Schriften in der Goethe-Bibliothek.

Dieses Verhalten Goethes gegenüber einer höhnenden Kritik der Tätigkeit Fichtes stimmt mit einer früheren Äufserung des Dichters überein, die sich gegen Reinhold richtete. Dieser hatte über Fichtes „Sonnenklaren Bericht an das gröfsere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie" eine Rezension im scherzenden Tone geschrieben, und Goethe schreibt darüber, diesen mifsbilligend: „Fichtes Ernst verdient wenigstens ernstlich behandelt, nicht persifliert zu werden". Solch ein Verhalten dient dazu, das Ergebnis der Untersuchung Borinskis[3]) zu bestätigen, dafs sich die Baccalaureatsszene im II. Teil des Faust nicht auf Fichte beziehe, sondern dafs es viel näher liege, an Schopenhauer zu denken. Goethe hat seine hohe Meinung von Fichte nicht geändert. In späteren Tagen, gleichsam von hoher Warte zurückschauend, urteilt er über denselben: „Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichsam Schritt halten sollen"?[4]) Und sein Freund Zelter, wohl durch solch ein rückblickendes Urteil Goethes veranlafst, denkt noch 1525 an die mächtigen Wirkungen der Fichtischen Vorlesungen, und zieht dann eine Parallele zwischen der Rastlosigkeit Fichtes und der inneren Ruhe Goethes: „Wem in seinem Hause nicht genug ist, der findet keine Welt und mag sich lange umsehen nach einer Brücke vom Objekt zum Subjekt. Dagegen sitzest du wie eine Spinne in stiller Zelle, und was dir kommt, ist dir auch da, und wo die Kunst ist, wird auch die Philosophie sein".

---

[1]) Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik. [2]) Schüddekopf und Walzel I p. 91.
[3]) Goethe-Jahrbücher IX. [4]) Tages- und Jahreshefte zu 1797.

Zum letzten Male werden die greisen Freunde durch Raumers Abhandlung „Über das Verhältnis des Aristoteles zu Goethes und Schillers Werken“ zu einem Meinungstausch über philosophische Fragen angeregt. Goethe spricht über „das grenzenlose Verdienst des alten Kant um die Welt und auch um ihn, daſs er in seiner Kritik der Urteilskraft Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht, aus groſsen Prinzipien zwecklos zu handeln“ [1]). Zelter stimmt Goethe bei, aber neben Kant und Spinoza, die Goethe hervorhebt, setzt er Fichte mit den Worten, „daſs wie der gute Fichte wollte, zum Wissen auch ein gutes Gewissen vorrätig seyn müsse, fällt nicht jedem ein“ [2]).

Damit kann der Versuch, das Verhalten Goethes zu Fichte während der Dauer ihrer persönlichen Berührungen zu schildern, als beendigt gelten. Wir haben gesehen, wie Goethe sich anfangs der Philosophie Fichtes mit groſsem Eifer zuwandte, wie aber das Interesse für diese bald in ihm erkaltete und allmählich ganz schwand. Daſs diese auf ihn eingewirkt hat, bezeugt er selbst: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen etc. schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein“ [3]); welcher Art diese Einwirkung gewesen ist, dürfte schwer bei einer Persönlichkeit, die sich alle Begegnungen nur zur Entwickelung ihrer Individualität dienen lieſs und in ihren Produktionen stets Ureignes gab, im einzelnen festzustellen sein.

In Goethes Verhältnis zu Fichte tritt ein Moment als leuchtender bleibender Punkt hervor, die Achtung vor der Tüchtigkeit und dem Ernst des Philosophen; daſs es zwischen den Männern zu keiner dauernden Verbindung kommen konnte, das hatte seinen Grund in den groſsen Verschiedenheiten derselben: Fichte, der junge Mann, der mit ungestümer Leidenschaft für seine Überzeugung eintrat, Goethe, die abgeklärte, reife Persönlichkeit, dessen gesamtes Tun Ruhe und innere Klarheit auszeichneten; Fichte, der Demokrat, dem die Selbständigkeit des Individuums im Handeln und Denken der erste Grundsatz alles staatlichen Lebens war, Goethe, der Aristokrat, dem die Wahrung der staatlichen Autorität in erster Linie stand. Fichte, der Mann aus dem Volke, der sich über jede Form hinwegsetzte, wo es den Kampf für die Überzeugung galt; Goethe der vornehme Mann, der nie die konventionellen Umgangsformen auſser Acht lieſs. Fichte glaubt „pflichtgemäſs“ und „preiswürdig“ zu handeln, Goethe nennt sein Benehmen „fratzenhaft“. Trotzdem hat Goethe stets die tüchtige und wahrhafte Persönlichkeit Fichtes anerkannt; er, der doch einen so scharfen Blick für die Schwächen eines Charakters hatte.

Man hat Goethe einen Vorwurf daraus gemacht, daſs er Fichte in seinem Kampf gegen die rechtgläubige Theologie unterliegen lieſs.

Die Frage, ob hier richtig oder unrichtig gehandelt sei, erscheint mir weniger der Beachtung wert als die Folgen, welche die Entfernung Fichtes aus Jena für das geistige Leben der Nation gehabt hat. Die Universität Jena hat den Schlag, der gegen ihre Lehrfreiheit geführt war, nur langsam und schwer überwunden; die Poesie dagegen hatte die ersehnte Ruhe; sie zeitigte herrliche Blüten und bereitete unter den Augen ihres Altmeisters ihre neue Periode vor. Fichte aber hatte in dem Staate eine Heimat

---

[1]) G. an Z. 29. Jan. 1830. [2]) Z. an G. 6. Febr. 1830.

[3]) Einwirkung der neueren Philosophie.

gefunden, dem stets der Wille zur Macht das entscheidende Leitmotiv für sein Handeln war. In Berlin fand er für seine Tätigkeit den geeigneten Boden in einer Zeit, wo der Wille schwach geworden war, und wenn man der preufsischen Erhebung mit ihrem grofsen, starken, heiligen Willen gedenkt, wird auch dem Namen Fichtes stets ein Ehrenplatz eingeräumt werden.

Goethe hat nachträglich in „Des Epimenides Erwachen“ der deutschen Erhebung ein Denkmal gesetzt, und wie ein Gedenken an Fichte klingen die Worte:

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Anhang.

Verzeichnis und Schilderung der in der Bibliothek Goethes befindlichen Schriften Fichtes.

1. Über den Begriff der Wissenschaftslehre, zusammengebunden mit den Grundlagen der Wissenschaftslehre. Diesem Buche ist ein von der Hand des Sekretärs Goethes herrührendes Blatt beigeheftet, welches eine vollständige Disposition der Grundlagen enthält, mit Benutzung der Fichtischen Einteilung und Überschriften.

2. Ein zweites Exemplar: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, geheftet, nicht aufgeschnitten.

3. Grundlage des Naturrechts, geheftet, z. T. aufgeschnitten.

4. Grundlage des Naturrechts, II. Teil: Angewandtes Naturrecht. Geheftet, nicht aufgeschnitten.

5. Bestimmung des Menschen, gebunden.

6. Fichtes Appellation.

7. Fichtes Anwortschreiben an Herrn Prof. Reinhold. Nicht aufgeschnitten.

8. Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen.

9. Der Geschlossene Handelsstaat. Nicht aufgeschnitten.

10. Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Aufgeschnitten 1—72.

11. Über das Wesen des Gelehrten. Nicht aufgeschnitten.

12. Das Philosophische Journal I—X. Jahrgang 95—98.

Eine eingehende Beschäftigung mit Fichte verrät nur die erste Schrift: Über den Begriff der Wissenschaftslehre, in der Goethe eine größere Anzahl von Stellen mit Bleistift angestrichen hat. Neben Strichen im Text sind Abschnitte am Rande einfach, zweifach, sogar dreifach angestrichen, verschiedene Sätze mit Frage- und Ausrufungszeichen versehen, dazu finden sich auch einige Randbemerkungen und Fußnoten von Goethes Hand. Ich will es versuchen, im folgenden ein Bild von diesem Buche zu geben, dabei aber die Stellen, welche nur einfach am Rande angestrichen sind, unbeachtet lassend. Es sind die Worte, welche nur den Zusammenhang zwischen den von Goethe ausgezeichneten Sätzen herstellen, klein gedruckt, diese Sätze selbst weisen den größeren Druck auf, die Zusatzbemerkungen von Goethes Hand heben sich durch Sperrdruck ab.

Vorrede[1]).

Fichte ist durch die Skeptiker, besonders Aenesidemus und Maimon überzeugt, dafs die Philosophie noch nicht zum Range einer evidenten Wissenschaft erhoben sei. Er glaubt einen leichten Weg gefunden zu haben, die Anforderungen der Skeptiker an die kritische Philosophie zu befriedigen. — Anmerkung: Streit zwischen Dogmatikern und Skeptikern sei über den Zusammenhang unsrer Erkenntnis und dem Dinge an sich. Die Erkenntnis hängt zwar nicht unmittelbar durch die Vorstellung, aber wohl mittelbar durch das Gefühl mit dem Dinge an sich zusammen; die Dinge werden als Dinge an sich gefühlt, und ohne Gefühl gar keine Vorstellung möglich. Kein menschlicher Verstand dringe weiter vor als bis zu der Grenze, an der Kant besonders in seiner Kritik der Urteilskraft gestanden, die er uns aber nie bestimmt und als die letzte Grenze des endlichen Wissens angegeben hat.

Erster Abschnitt.

Über den Begriff der Wissenschaftslehre überhaupt.

§ 1. Hypothetisch aufgestellter Begriff der Wissenschaftslehre.

Wenn man sich über das Objekt der Wissenschaft trennt, so kommt es daher, dafs der Begriff der Wissenschaft selbst nicht ganz entwickelt war, und jenes einzige Merkmal könnte hinreichen, den Begriff der Philosophie selbst zu bestimmen (9). Die systematische Form ist etwas Zufälliges an der Wissenschaft. Das Wesentliche ist der Gehalt. Zu der Behauptung, die historische Wahrheit, dafs der jüdische Geschichtsschreiber zur Zeit der Zerstörung Jerusalems gelebt habe, sei Wissenschaft zu nennen, setzt Goethe ein Fragezeichen; bei der späteren Wiederholung ein Ausrufungszeichen[2]). Das Wesen der Wissenschaft besteht demnach in der Beschaffenheit ihres Inhalts, dieser mufs wenigstens gewifs sein, und die systematische Form ist blofs zufällig. Kann der menschliche Geist nur sehr wenig gewifs wissen, so erweitert er seine Kenntnis, indem er die ungewissen Kenntnisse mit den gewissen vergleicht (10—11). Wie und wodurch werden nun eine Menge an sich höchst verschiedener Sätze zu Einer Wissenschaft und eben demselben Ganzen? Sie werden es durch ihren Zusammenhang mit dem Einen Satz, der gewifs sein mufs. Dieser gewisse Satz, der seine Gewifsheit in sich selbst hat, wird von Goethe durch eine Randbemerkung der erste genannt (11—12). Der Wissenschaft von der Wissenschaft oder der Wissenschaftslehre ist, wenn der für den Anbau von Wissenschaften vorhandene Boden besetzt ist und sich nur noch ein unangebautes Stück Land zeigt, dieser aufgefundene leere Platz zuzuweisen (17).

§ 2. Entwickelung des Begriffs der Wissenschaftslehre.

Unsere Wissenschaft soll durch die Freiheit unsers nach einer bestimmten Richtung hin wirkenden Geistes hervorgebracht werden. Ob es eine solche Freiheit gibt, davon ist jetzt nicht die Rede, sondern davon, was wir eigentlich machen wollen. 1. Jede mögliche Wissenschaft hat einen Grundsatz, der in ihr nicht erwiesen werden kann, sondern vor ihr gewifs sein mufs (19). Daher doppelte Aufgabe der Wissenschaftslehre: Zuvörderst die Möglichkeit der Grundsätze überhaupt zu zeigen, was das heifse — gewifs sein; dann hätte

---

[1]) Die beigefügten Seitenzahlen beziehen sich auf die erste Auflage von 1793.

[2]) In der zweiten Auflage hat Fichte diesen Satz weggelassen.

sie die Grundsätze aller möglichen Wissenschaften zu erweisen. Da jede Wissenschaft systematische Form hat, hat die Wissenschaftslehre die systematische Form für alle Wissenschaften zu begründen. 2. Die Wissenschaftslehre, selbst Wissenschaft, mufs zuvörderst einen Grundsatz haben, der in ihr nicht erwiesen werden kann, sondern zum Behufe ihrer Möglichkeit vorausgesetzt wird (20)[1]. Dieser Grundsatz der Wissenschaftslehre, und vermittelst ihrer aller Wissenschaften und alles Wissens ist daher schlechterdings keines Beweises fähig[2]. Er ist der Grund aller Gewifsheit, d. h. alles was gewifs ist, ist gewifs, weil er gewifs ist; und es ist nichts gewifs, wenn er nicht gewifs ist[3]. Er ist der Grund alles Wissens, d. h. man weifs, was er aussagt, weil man überhaupt weifs[4]), und alles Wissen setzt ihn voraus (21). Die Wissenschaftslehre mufs systematische Form haben. Diese kann sie von keiner andern Wissenschaft entlehnen, noch sich darauf berufen, weil sie für alle andern Wissenschaften nicht nur Grundsätze und dadurch ihren inneren Gehalt, sondern auch die Form und dadurch die Möglichkeit der Verbindung mehrerer Sätze in ihnen aufzustellen hat. Sie mufs die Form in sich selbst haben. Zergliederung: Dasjenige, von dem man etwas weifs, heifse indefs der Gehalt, und das, was man davon weifs, die Form des Satzes. Bei dem Beispiel: Gold ist ein Körper etc. steht am Rand ein durchgestrichenes caveto (21). Man nehme an, gewifs wissen heifse nichts anders als Einsicht in die Unzertrennbarkeit eines bestimmten Gehalts von einer bestimmten Form haben, (welches nichts weiter als eine Namenerklärung sein soll, indem eine Realerklärung des Wissens schlechterdings unmöglich ist,) so wäre der absolut erste Grundsatz der Gehalt schlechthin, der absolute Gehalt (25—26). Es kommt nun auf die Untersuchung an, ob es einen solchen Satz gebe, der die inneren und äufseren Bedingungen des Grundsatzes alles menschlichen Wissens habe (29).

§ 4. In wie fern kann die Wissenschaftslehre sicher seyn, das menschliche Wissen überhaupt erschöpft zu haben?

Das menschliche Wissen überhaupt soll erschöpft werden, heifst, es soll unbedingt und schlechthin bestimmt werden, was der Mensch nicht blofs auf der jetzigen Stufe seiner Existenz, sondern auf allen möglichen und denkbaren Stufen derselben wissen könne (34—35). Ob nun ein wissenschaftliches System ein vollständiges sei, das bedarf eines positiven Merkmals, und das könne kein anderes sein, als dafs der Grundsatz, von welchem wir ausgegangen, das letzte Resultat sei, bei dem der Forscher bei der Aufstellung seines Systems wieder anlange. Alle anderen Wissenschaften sind unendlich; denn sie laufen nicht wieder in ihren Grundsatz zurück (35—37). Das einige System hat seinen Grund in dem einen Grundsatz. Jeder Satz, der nicht zu diesem System gehört, müfste schliefslich auf einen dem ersten entgegengesetzten Grundsatz führen. Hiefse z. B. der erste: Ich bin Ich, so müfste der andere heifsen: Ich bin Nicht-Ich. Diesen Nachsatz hat Goethe verändert, er hat über „müfste“ „könnte“ gesetzt, und unter: „Ich bin Nicht-Ich“, Alles ist alles. Der Goethesche Nachsatz lautet also: Alles ist Alles (38). Gilt es ein einheitliches System, so gibt es einen einzigen Grundsatz, und gibt es einen einzigen Grundsatz, so gibt es ein einheitliches System. Dieser Zirkel stellt sich so dar: Wenn der R. erster höchster und absoluter Grundsatz des menschlichen Wissens ist, so ist im menschlichen Wissen

---

[1]) Von Goethe unterstrichen und am Rande doppelt angestrichen.
[2]) Doppelt angestrichen. [3]) Dreifach angestrichen. [4]) Doppelt unterstrichen.

ein einiges System: denn das letztere folgt aus dem Satze R. Da nun im menschlichen Wissen ein einiges System sein soll, so ist der Satz R., der wirklich (laut der aufgestellten Wissenschaft), ein System begründet, Grundsatz des menschlichen Wissens überhaupt, und das auf ihn gegründete System, ist jenes einige System des menschlichen Wissens.

§ 5. Welches ist die Grenze, die die allgemeine Wissenschaftslehre von der besonderen durch sie begründeten Wissenschaft scheidet?

Soll der Grundsatz der allgemeinen Wissenschaftslehre Grundsatz einer besonderen Wissenschaft sein, so mufs noch etwas hinzukommen, das der allgemeinen Wissenschaftslehre entlehnt[1]) ist. Die Wissenschaftslehre enthält diejenigen bestimmten Handlungen des menschlichen Geistes, die er alle, sei er nun bedingt oder unbedingt vollbringt. Sie stellt aber dabei als höchsten Erklärungsgrund jener notwendigen Handlungen ein Vermögen auf, sich schlechthin ohne Zwang zum Handeln überhaupt zu bestimmen. Im Grundsatz einer besonderen Wissenschaft mufs nun eine Handlung, die die Wissenschaftslehre frei gelassen hat, bestimmt werden (40—42). So sind durch die Wissenschaftslehre ein von den Gesetzen der blofsen Vorstellung schlechthin unabhängiges, [aber mit denselben analoges im gewissen Verhältnis stehendes][2]) Nich-Ich und die Gesetze, nach denen es beobachtet werden soll und mufs, als notwendig gegeben, die Urteilskraft aber hat die Freiheit, diese Gesetze anzuwenden. Anmerk: Wir legen unsere Gesetze der Beobachtung der Natur zu Grunde, es sind nicht sowohl Gesetze für die von uns unabhängige Natur, [aber doch mit uns verbundene, deren lebendige Theile wir sind und][3]), als es Gesetze für uns selbst sind. Die Aufgabe überhaupt, jeden in der Erfahrung gegebenen Gegenstand an jedes in unserm Geiste gegebene Naturgesetz zu halten, ist Grundsatz der Naturwissenschaft: sie besteht durchgängig aus Experimenten, die man sich willkürlich aufgiebt, und denen die Natur entsprechen kann oder nicht (43—45).

§ 6. Wie verhält sich die allgemeine Wissenschaftslehre insbesondere zur Logik?

Die Wissenschaftslehre soll für alle möglichen Wissenschaften die Form aufstellen: nach der gewöhnlichen Meinung tut die Logik das gleiche. Doch bietet die Logik den Wissenschaften allein die Form, die Wissenschaftslehre nicht die Form allein, sondern auch den Gehalt. Die Logik ist aber keine philosophische, sondern eine eigene, abgesonderte Wissenschaft. Auch sie entsteht durch eine Tat der Freiheit, die Abstraktion; das Wesen der Logik selbst besteht in der Abstraktion von allem Gehalte der Wissenschaftslehre. Zu der Abstraktion tritt noch eine zweite Handlung der Freiheit hinzu, die Reflexion. Keine Abstraktion ist ohne Reflexion; und keine Reflexion ohne Abstraktion möglich. Die Logik stellt die Formen auf, die nicht notwendig auf den ganzen Gehalt, sondern nur notwendig auf einen Teil des Gehaltes der Wissenschaftslehre angewandt werden (45—49).

§ 7. Wie verhält sich die Wissenschaftslehre als Wissenschaft zu ihrem Gegenstande?

Die Wissenschaftslehre ist die Wissenschaft von etwas, nicht aber dieses etwas selbst, sie ist die Form eines gewissen vor derselben vorhandenen Gehalts. Das System

---

1) Hierzu setzt Goethe zwei Fragezeichen.
2) [ ] Zusatz Goethes am Rand.
3) [ ] Fufsnote von Goethes Hand.

des menschlichen Wissens, unabhängig von der Wissenschaft desselben vorhanden, wird durch sie in systematischer Form aufgestellt. Unabhängig von der Wissenschaft sind im menschlichen Geiste die Handlungen, das Was, vorhanden und die Art, wie sie geschehen, das Wie: Im menschlichen Geiste ist also ursprünglich vor unserm Wissen vorher Gehalt und Form, und beide sind unzertrennlich verbunden[1]) (49—50). Wenn die Handlungen, die im Bewufstsein liegen, das Objekt der Wissenschaftslehre bilden, so entsteht diese durch die Handlung des menschlichen Geistes, nämlich die, seine Handlungsart überhaupt zum Bewufstsein zu erheben. Wie verfährt hierbei der menschliche Geist? Wie weifs er, was er aufnehmen und liegen lassen wolle? Hierfür gibt es keine bestimmte Regel. Die Urteilskraft mufs sich ihren Weg suchen, um die notwendigen Handlungen von den zufälligen abzusondern. Alle Philosophen haben sie wirklich, nur mehr oder weniger rein und mehr oder weniger vollständig abgesondert (51—54). Jene Reflexion, insofern sie nach Gesetzen vorgenommen wird, setzt Gesetze hypothetisch voraus. Aus der Übereinstimmung der gefundenen mit den vorausgesetzten Gesetzen schliefsen wir auf die Richtigkeit des Systems, das stets nur Wahrscheinlichkeit beansprucht. Es kann richtig, aber es mufs nicht richtig sein. Man wird verlangen müssen, dafs derjenige, welcher es anzweifelt, die Fehler in den Folgerungen nachweise. Das System des menschlichen Geistes ist absolut gewifs und infallibel. Die Fehler kann nur die Urteilskraft gemacht haben, indem sie ein Gesetz mit einem andern verwechselte (54—58). Hierzu kommt noch der Umstand, dafs ein System im ganzen richtig sein kann, ohne dafs die einzelnen Teile desselben die völlige Evidenz haben. Trotz einiger unrichtiger Folgerungen kann die Urteilskraft durch das Gefühl immer wieder in die richtige Bahn zurückgeleitet sein.

Anmerkungen: Die Wissenschaftslehre setzt die Regeln der Reflexion und Abstraktion als bekannt und gültig voraus, doch benutzt sie diese blofs als Mittel und leitet im übrigen alle Sätze aus dem ersten ab, auch die logischen Sätze des Widerspruchs und des Grundes. Dem ersten Satze entspricht im Geiste irgend eine Handlung, die an sich gar nicht notwendig gedacht werden müfste. Dieser Handlung mufs nichts vorausgesetzt werden als dasjenige, ohne welches sie als Handlung unmöglich wäre. Diesem mufs die Wissenschaftslehre nachgehen. Es sei z. B. eine Handlung D, so wird diese erst durch C, diese durch B möglich. Die Handlung A aber ist schlechthin möglich, sie ist ganz unbedingt, und mithin darf und soll ihr gar nichts vorausgesetzt werden[2]). Das Denken der Handlung A ist eine ganz andere Handlung, die weit mehr voraussetzt (59—61). Die Reflexion, welche in der ganzen Wissenschaftslehre, insofern sie Wissenschaft ist, herrscht, ist ein Vorstellen; daraus aber folgt gar nicht, dafs alles, worüber reflektiert wird, auch nur ein Vorstellen sein werde. In der Wissenschaftslehre wird das Ich vorgestellt; es folgt aber nicht, dafs es blofs als vorstellend, blofs als Intelligenz vorgestellt werde: es können sich noch wohl andere Bestimmungen darin auffinden lassen[3]). Das Ich, als philosophierendes Subjekt, ist unstreitig nur vorstellend; das Ich als Objekt des Philosophierens könnte wohl noch etwas mehr sein[4]). Die Vorstellung ist absolut erste Handlung der Philosophen; die absolut erste Handlung des menschlichen Geistes könnte wohl eine andere sein (61).

---

[1]) Am Rande dreifach angestrichen.

[2]) Der letzte Satz bei G. doppelt am Rande angestrichen.

[3]) Der Satz bei G. doppelt angestrichen. [4]) Doppelt angestrichen.